

PANOPTICA

frauen.kultur.tirol 2018



INHALT

frauen.kultur.tirol

Vorwort

Landesrätin Dr. Beate Palfrader

Seite 5

Einleitung

Petra Streng

Seite 7

Kultur

Porträt: Brigitte Jaufenthaler – Gerne Frau sein, im Leben wie auf der Bühne

Renate Linser-Sachers

Seite 8

Erzählend erinnern, die Gegenwart im Blick

Südtiroler Autorinnen und die unterschiedlichen Möglichkeiten von weiblichem Erinnern

Anna Rottensteiner

Seite 12

Liebesopfer, Rache, Ohrfeigen – Frauenfiguren in der Oper

Ursula Strohal

Seite 16

Illustrativ verewigt – Die weiblichen Aspekte in Karikaturen und Illustrationen

Julia Sparber-Ablinger

Seite 22

Kunst

Porträt: Galeristin Elisabeth Thoman – Augen, Bauch, Hirn und Wissen

Edith Schlocker

Seite 28

Frau und Kunst(ansichten) – zu den Eigenheiten weiblicher Porträts

Simone Gasser

Seite 34

Frauen sind lustig, glaubt es! – Der lange Weg auf die Kabarettbühne

Isolde ch Schack

Seite 40

Über Textiles, weltweite Reiseprojekte und von verstrickter Zeit

Gitti Schneider

Seite 46

Kaleidoskop

Porträt: Heilerin Halfrid Siess – Weil ihre Hände Wunder wirken

Silvia Albrich

Seite 50

Brauchen Bräuche Frauen?

Andrea Aschauer

Seite 56

Mit den Augen einer Frau: Das Optikerwesen aus weiblicher Sicht

Barbara Randolph

Seite 62

Eine flämische Winzerin in Südtirol oder „Halt, stopp! Was riecht ihr?“

Sabine Geiger

Seite 68

Kaleidoskop ... des Mannes

Frauen in der Kunstkammer – oder (weibliche) Blicke auf das leidenschaftliche Sammeln

Armin Berger

Seite 74

Autorinnen und Autor

Seite 80

VORWORT

„Neunzig Prozent der „Künstlerinnen“ nennen sich so, weil sie batiken können. [...] Typewriten und Maniküren sind viel nützlichere Beschäftigungen“, so Adolf Loos im Jahr 1919. Das Vorurteil, dass es Frauen an schöpferischen Fähigkeiten mangle, war zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch immer weit verbreitet. Dabei leisteten Frauen einen entscheidenden Beitrag zum Aufbruch in die Wiener Moderne, obwohl die Rahmenbedingungen für Künstlerinnen weitaus schwieriger waren als für ihre männlichen Kollegen. Seither hat sich vieles zum Positiven gewandelt. Frauen spielen heute im Kunst- und Kulturbereich eine zentrale Rolle - sei es als Künstlerinnen, als Kulturmanagerinnen oder als Verantwortliche in den zahlreichen Kulturvereinen in allen Regionen unseres Landes. Mit der Intention, diese Leistungen stärker sichtbar zu machen und im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu verankern, wurde Panoptica im Jahr 2013 ins Leben gerufen. Dabei ging es mir nicht nur darum, eine Plattform zur Präsentation und Vernetzung von Frauen in Kunst und Kultur zu schaffen, sondern generell Themen aus einer weiblichen Perspektive zu beleuchten und spannende Einblicke in verschiedene Lebenswelten zu ermöglichen. Diesem Grundsatz bleibt auch die vorliegende 6. Ausgabe von Panoptica treu und bietet in den drei Rubriken Kunst, Kultur und Kaleidoskop eine Fülle interessanter Beiträge.

Die Vielfalt der Beiträge spiegelt die Vielfalt des weiblichen Kunst- und Kulturschaffens und die Vielfalt der heutigen Lebensentwürfe wider. In der Gesamtschau zeigt Panoptica, wie sehr Frauen die Kunst- und Kulturszene in unserem Land prägen. Dabei geht es nicht nur um Frauen in Führungspositionen, sondern generell um Frauen, die sich engagieren und mit ihrem Wirken beispielgebend für viele kompetente, kreative und innovative Frauen in Tirol sind. Selbstverständlich beinhaltet auch die aktuelle Ausgabe zwei Beiträge mit Südtirol-Schwerpunkt, um der engen kulturellen Verbindung mit Südtirol Rechnung zu tragen.

Mein Dank gilt Chefredakteurin Petra Streng sowie den Autorinnen und dem Autor für Ihre gelungenen Beiträge. Lernen Sie interessante Frauenpersönlichkeiten aus Kunst und Kultur näher kennen, tauchen Sie in die Besonderheiten weiblicher Porträts und die vielen Facetten von Frauenarien ein,



Foto: Land Tirol/Aichner

lassen Sie sich die Handwerkskunst von Frauen sowie das Kunstsammeln als weibliche Leidenschaft näher bringen - dies und noch viel mehr bietet die 6. Ausgabe der Panoptica.

Ich wünsche eine kurzweilige Lektüre!

Dr. Beate Palfrader

Dr.ⁱⁿ Beate Palfrader
Landesrätin für Bildung, Familie und Kultur

Impressum

Herausgeber: Amt der Tiroler Landesregierung, Abteilung Kultur

Vorstand: HR Dr. Thomas Juen, Leopoldstr. 3/4, 6020 Innsbruck

kultur@tirol.gv.at, www.tirol.gv.at

Redaktion: Dr. Petra Streng · Druck- und Gesamtherstellung: Tiroler Repro Druck, Valiergasse 40, 6020 Innsbruck

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

EINLEITUNG

„Dies Bildnis ist bezaubernd schön...“ - wer kennt sie nicht, die Arie aus Wolfgang Amadeus Oper „Die Zauberflöte“? Prinz Tamino war beeindruckt und sein Traum ging in Erfüllung. Um Bilder und Arien von und über Frauen geht es u.a. auch in dieser sechsten Ausgabe der Kulturzeitschrift Panoptica. Frauenfiguren in der Oper sind so vielfältig wie eben auch im richtigen Leben. Wie spannend diese Umsetzung erfolgen kann, zeigt der Beitrag unter dem Motto „Liebesopfer, Rache, Ohrfeigen...“.

In etwas anderer Form wird in dieser Ausgabe auf besondere Bilder näher eingegangen: Karikaturen und Illustrationen sind dabei Spiegelbilder von unterschiedlichen Auffassungen der Weiblichkeit, des Frauseins. Frauen/Männer ticken manchmal etwas anders und sehen auch anders – spannend und informativ allemal.

Diese besonderen Blicke auf Frauen beleuchtet weiters ein Beitrag über Frauenporträts: Quer durch die Jahrhunderte haben sich Sichtweisen geändert. Distanz, Ehrfurcht, Mythos und klare Bilder sind nur einige Schlagwörter, die die optischen Darstellungen von Frauen charakterisieren. Mit Bildern hat auch das Porträt einer rührigen Galeristin zu tun, die über viele Jahre die Kunstszenen mitbestimmt und ihre eigenen Akzente setzt.

Es könnte ein Aufruf sein – „Frauen seid lustig, glaubt es...“ – und zugleich Ansporn. Denn der lange Weg auf die Kabarettbühne ist gerade für Frauen wahrlich kein leichter. Doch erfahrene Kabarettistinnen zeigen auf, dass ihre Präsenz und ihre thematischen Schwerpunkte gerade für Frauen ganz wichtige gesellschaftspolitische Momente in diesem Metier offenbaren. Textilien und Stricken: beinahe schon Synonyme, die man mit Frausein verbindet. Welche Kreativität dahinter steckt und wie man auch mit alten Techniken neue „Kunst“ schafft, beweist ein Beitrag, der so gar nichts mit der „Strickliesl“ zu tun hat.

In vorliegender Panoptica finden sich wiederum zwei Artikel, die Südtirol gewidmet sind. Zum einen geht es um Südtiroler Autorinnen und ihre ganz speziellen Blicke, ihre ganz individuellen Aufarbeitungen des Phänomens Erinnern. Zum anderen zeichnet ein Beitrag den Lebensweg einer Flämin nach, die ihre Erfüllung als Südtiroler Weinbäuerin gefunden hat. Das Medium Film steht in engem Zusammenhang mit dem Porträt einer Heilerin – ihr Wirken war Vorlage für eine einprägsame Verfilmung mit Ruth Drexel. Um Schauspiel geht es auch beim Beitrag über Brigitte Jaufenthaler, die die Bühne und das Filmset seit vielen Jahren kurz und bündig unter das Motto: „Gerne Frau sein, im Leben wie auf der Bühne“ stellt.

Alltagskultur und die damit verbundenen Bräuche wären ohne Frauen undenkbar – wie sehr, dies zeigt der Artikel



„Brauchen Bräuche Frauen?“. Das Optische fasziniert auf vielfältige Art und Weise. Sei es, wenn es um das Optikergewesen an sich geht und den damit verbundenen weiblichen Blick oder um weibliche Sammellust in Kunstkammern – letztgenannter Beitrag als männlicher Artikel im Kaleidoskop.

Die Panoptica 2018 möchte in der Vielfalt der Beiträge allen Frauen und auch Männern verschiedene Aspekte, Anschauungen und Geschichte(n) bieten. Frau/Mann sollte wieder im Bilde sein, also Zusammenhänge verstehen und näher kennenlernen. Auch wenn der Ausdruck „im Bilde sein“ aus dem militärischen Milieu stammt und strategische Vorgänge erklärt, sei er hier im pazifistischen Sinne gebraucht: Die vorliegenden Beiträge von und über Frauen sollen Spannungsfelder, Lebensweisen und kulturgeschichtliche Hintergründe vor Augen halten – „Bilder“, die auch einmal zum Nachdenken anregen dürfen.

Petra Streng
Redaktion



*Glorious - Jaufenthaler 2016 auf
den Vereinigten Bühnen Bozen
als Florence Foster Jenkins
Foto: Marco Riebler*

BRIGITTE JAUFENTHALER – GERNE FRAU SEIN, IM LEBEN WIE AUF DER BÜHNE

Renate Linser-Sachers

1961 in Innsbruck geboren, hatte für Brigitte Jaufenthaler seit jungen Jahren kein Weg vorbei an der Musik und an der Schauspielerei geführt. Hier suchte sie das Neue und Unbekannte, hier fand und findet sie Erfüllung und Leidenschaft. Singend, tanzend, dramatisch wie komisch auf Theaterbühnen, leichtfüßig und wendig in Film und Fernsehen, sprachsicher als (Krimi-) Autorin, stimmungsgewaltig auf ihrer Jazz-CD, und neu - auch bildnerisch die Kunst ergreifend.

Der Freigeist Brigitte Jaufenthaler mit einem Riesenkapital an Talent und Können, das keiner marktschreierisch-grellen Selbstinszenierung bedarf.

Panoptica: Dass sich die Theater- und Filmwelt von Tirol aus hervorragend erobern lässt, hat schon so mancher Kollege und natürlich (in für starke Frauen sinnbefreiten Genderzeiten) Kollegin auch international erfolgreich unter Beweis gestellt. Wie erobern Sie die Bretter, die von da an Ihre Welt bedeuten sollten?

Brigitte Jaufenthaler: Neben einer soliden Ausbildung in der Schauspielschule Cingl/Fröhlich in Innsbruck sowie der klassischen Gesangsausbildung und einer Musical-Spezialausbildung für Schauspieler (beides am Tiroler Landeskonservatorium) und der Beherrschung von Gitarre und Kontrabass: Mit einer Portion Riesenglück. Weil ich Mitte der 1980er-Jahre am Tiroler Landestheater - als Vertretung der Souprette – auf einen Intendanten gestoßen war, der sehr interessiert junge Talente förderte. Und mich nach dem Aufzeigen auf die Frage, wer von uns Anfängern singen kann, mit einem riesigen Vertrauensvorschuss bedachte. Ich bin damals nicht nur einmal voller Energie und Enthusiasmus ins kalte Wasser gehüpft und habe so richtig Blut geleckt. Was das Fernsehen betrifft, bedeutete Mitterer's Piefke-Saga (vier Folgen von 1990-1993) den Durchbruch und öffnete mir Türen und Tore.

Panoptica: Von wem haben Sie am meisten gelernt?

Brigitte Jaufenthaler: Es mag vielleicht seltsam anmuten, aber ich habe nie mehr so viel gelernt wie von Rudi Carrell. Aus Lust am Singen und Tanzen hatte ich ein Video mit mir als Marilyn Monroe aufgenommen, welches von einem Bekannten zu Carrell geschickt wurde, der damals mit seiner Sendung „Lass' dich überraschen“ für Top-Quoten sorgte. Aus allen Einsendungen wurden fünf ausgesucht – darunter ich. Wir sind dann durch die großen Hallen von Deutschland getingelt und ich habe in dieser Zeit so viel gelernt von ihm und mitgenommen, wie nie mehr danach. Von dort an wusste ich, dass ich alles machen kann und alles machen will.

Panoptica: Am Set oder auf der Bühne – wo schlägt Ihr Herz mehr?

Brigitte Jaufenthaler: Ich mache beides total gerne, obwohl – oder wohl besser weil völlig unterschiedlich gearbeitet wird. Beim Drehen muss alles extrem schnell gehen, die Rolle kann sich nicht über Wochen entwickeln, man bleibt sehr in Bewegung. Auf der Bühne haben viel mehr Gefühl und Emotionen Platz, das ist körperliche Schwerarbeit, wo jeden Abend alles abverlangt wird. Mit dem Stoff und der Rolle kann man sich im Vorfeld, wie etwa mit Dokumentationen, intensiv auseinandersetzen, das Buch in Ruhe lesen. Aber wie gesagt, beides hat gleichberechtigt seinen Reiz. Darum habe ich mir trotz vielen TV-Produktionen das Theater immer „warm gehalten“ und spiele etwa seit dem Jahr 2000 immer wieder auf den Vereinigten Bühnen Bozen. Was ich als Süd-



Mimin Brigitte Jaufenthaler in ihrer angeborenen Rolle: Die der starken, souveränen Weiblichkeit.

Foto: Ilka Hummel

tirol affiner Mensch ganz besonders liebe und schätze. Daneben arbeite ich viel mit dem ORF in literarischer Hinsicht wie z.B. bei Hörspielen und Autorenlesungen und „leihe“ meine Stimme, bei der ich jetzt angekommen bin, diversen Werbespots. Diese kann ich mittlerweile dank eines kleinen Aufnahmeapparates auch daheim selbst produzieren.

Panoptica: Ihr Lebensmittelpunkt ist aber trotzdem Innsbruck?

Brigitte Jaufenthaler: Ja, meine Wurzeln waren immer hier, inklusive vieler Kontakte zu jungen Regisseuren und Autoren. Tirol ist ein sehr spannender Ort für Kunst, hier leben und agieren tolle Menschen. Tirol war für mich ein gutes Sprungbrett und ist jetzt mein perfekter Rückzugsort. Dabei bin ich froh, zu einer Zeit das Schauspiel angefangen zu haben, wo man sich im Theater noch viel mehr ausprobieren konnte.

Panoptica: Wie sehr brauchen Sie das Scheinwerferlicht?

Brigitte Jaufenthaler: Applaus turnt an, keine Frage. Mir fehlt aber gänzlich der Ehrgeiz zu einer öffentlichen Karriere, genauso wenig habe ich je ein Fulltime-Engagement verfolgt. Bis auf drei Jahre fixer Verpflichtung am Tiroler Landestheater bin ich mein ganzes Berufsleben lang frei und kann die angebotenen Abwechslungen voll auskosten. Das Korsett eines Ensembles ist nicht so meines, dazu lebe ich viel zu gerne. Ich hatte zehn Jahre ein Haus in Florida/USA, wo ich auch schon mal ein halbes Jahr ganz ohne zu arbeiten verbracht, mich dabei wie ein Hippie gefühlt, viele Freundschaften geknüpft und

wertvolle Impulse erhalten habe. Und einfach nur Zeit zum Leben hatte.

Panoptica: Also war nie die Gefahr gegeben, abzuheben?

Brigitte Jaufenthaler: Nein. Vielmehr hat mich die nunmehr zehnjährige Partnerschaft mit Reinhold - und damit die private Stabilität super ins Alter geführt. Er als sehr geerdeter Jurist hat meine Welt erweitert und füllt mich zudem als extremen Bauchmenschen mit Verstand und Pragmatismus - und umgekehrt.

Panoptica: Die „MeToo“-Debatte generell und Kollegin Nina Proll im Speziellen, die mit ihrer Meinung polarisiert. Wie sehen Sie das Ganze?

Brigitte Jaufenthaler: Mir persönlich ist Richtung sexueller Belästigung nie etwas passiert. Und an einen harschen Umgang des männlichen mit dem weiblichen Geschlecht bin ich insofern gewöhnt, als ich in jungen Jahren mit meinem Vater und Installateur in Ferialjobs auf Baustellen unterwegs war. Eine Vergewaltigung ist furchtbar, das will sich Frau gar nicht vorstellen. Ich habe einfach nie ein schlechtes Gefühl gehabt, vielleicht war ich auch zu naiv. Oder ich hatte berufsbedingt weniger Berührungängste. Aber mir läuft's gruselig über den Rücken bei dem Gedanken, dass Frauen oft jahrelang damit leben. Momentan herrscht eine große Aufwallung bei diesem Thema – wie vor einiger Zeit, als der Kindesmissbrauch in Klöstern publik wurde. Diese Diskussion ist wieder eingeschlafen ...

Zu Nina Proll: Ich kenne sie nur peripher, ihre Aussagen spiegeln ihre Meinung wider.

Ich bin geradezu penetrant gerechtigkeitsfanatisch, dieser von meiner Mutter vererbte Reflex hat mich sicher schon oft gerettet. Und von meinem Lebenspartner Reinhold habe ich gelernt, dass Recht und Gerechtigkeit leider nicht dasselbe ist. In diesem Sinne kann ich zur aktuellen Debatte nicht wirklich mehr sagen, da ich mich nie in dieser Situation befunden habe.



... als g'standene Bürgermeisterin Mitzi Nithdurfter in „Vier Frauen und ein Todesfall“

Foto: Charly Rabanser



... mit Johannes Gahl (re.) in „Die Wunderübung“ im Kellertheater Innsbruck

Foto: Kellertheater

Panoptica: Der Frau an sich werden gerne Stutenbissigkeit, Herumgeizicke und fehlendes Durchsetzungsvermögen – weil zu sensibel und emotional – attestiert. Zu Recht?

Brigitte Jaufenthaler: Es gibt Männer und Frauen, die sensibel sind. Und wer nie gelernt hat, sich durchzusetzen – egal ob Mann oder Frau, wird sich schwer tun. Stutenbissigkeit ist etwas Grausliches. Ich wurde nie damit konfrontiert und bin so von den Auswirkungen verschont geblieben. Da mit Männern aufgewachsen, dürfte bei mir dieses weiblich-stutige Gen nicht ausgeprägt sein. Ich rede mit meinen Freundinnen auch nicht über Mode und Kosmetik, da haben wir andere Themen. Ich war nie in der Rolle der Feindin, sondern viel mehr die Vermittlerin. Ich lasse den Frauen den Raum, den sie brauchen. Und nehme meine Mutter als großes Vorbild, die eine sehr starke, souveräne Frau war. Und bei aller Emanzipation: Ich will keine Männersachen übernehmen. Ich bin gerne eine Frau.

Panoptica: Traut sich Frau – im Leben wie im Theater – immer noch zu wenig zu? Steckt sie immer noch zu tief in alten Rollenbildern?

Brigitte Jaufenthaler: Frauen wird generell nach wie vor von außen zu vieles aufoktroziert, es gibt immer noch Bereiche, wo Regeln nicht nach dem 50:50-Prinzip, sondern nach vermeintlich der Vergangenheit angehörenden 20:80 Prozent gemacht werden. Wir sind noch auf dem Weg. Ich als Freiberuflerin bin mein eigener Chef, aber in der klassischen Theaterlandschaft überwiegen die Männerrollen. Hier tut sich jedoch was, junge Autoren sind dabei, den Spieß umzudrehen. Auch hinter den Theater- und Studiokulissen verstärken sich weibliche Kompetenz und Verantwortung. Bei Daily Soaps aber herrscht noch Mittelalter mit verführerischen Blondinen und Hausfrauen im Supermini. Offensichtlich gibt's dafür ein Publikum.

Panoptica: Liegt Ihnen mehr das ernste, dramatische Fach oder die humoristische Leichtigkeit?

Brigitte Jaufenthaler: Bis zu meiner Rolle der Bürgermeisterin Mitzi in „Vier Frauen und ein Todesfall“ von Uli Bree dachte ich, dass ich das Humoristische nicht kann und nicht mag. Diese Figur war aber eine äußerst lustvolle Gratwanderung und hat plötzlich so viel Spaß gemacht, dass ich daraufhin viele Angebote bekommen habe. Es scheint also, dass ich mich zur Komikerin entwickle.

Panoptica: Wie bereiten Sie sich auf einen Auftritt vor, wie und wo lernen Sie Ihren Text?

Brigitte Jaufenthaler: Beim Lesen, Lesen, Lesen, wo ich als Sprachfetischist schon auch schlechte Übersetzungen ausbessere. Wie mich überhaupt die Literatur gepackt hat und zu meiner großen Leidenschaft wurde. Text lerne ich beim Gehen im Freien, und wenn ich schon sicherer bin auch gerne beim Autofahren.

Panoptica: Inwieweit spielt die Musik in Ihrem Leben noch eine Rolle?

Brigitte Jaufenthaler: Auch wenn ich wegen der Schauspielerei und Filmerei die Gesangsausbildung etwas vernachlässigt habe, hat mich die Musik nie losgelassen. Mit meinem langjährigen Weggefährten Christian Wegscheider pflege ich eine schöne, tiefe, künstlerische Partnerschaft, ein gemeinsames Produkt etwa ist die CD „Mitzi singt den Blues“. Mit diesem musikalischen Programm werden wir ab März 2018 im Kellertheater Innsbruck auf der Bühne stehen.

Apropos Kellertheater: Hier spiele ich hier immer wieder gerne, da der derzeitige Leiter Manfred Schild sowohl als Autor von Stücken, in denen ich gespielt habe, als auch als Regisseur ein langjähriger Wegbegleiter ist.

Panoptica: Ihre absolute Traumrolle?

Brigitte Jaufenthaler (übereumpelt von der Frage, denkt lange nach): Da gibt es keine bestimmte Rolle. Vielleicht die Medea mit deren Hintergrund und Historie, die sie in einen Strudel ziehen. Die trotz ihrer Stärke dem Schicksal nicht entkommt. Was in dieser griechischen Tragödie so perfekt formuliert ist und man sich – auf der Bühne gespielt – selbst davon befreien kann. Wäre meine Traumrolle also die, die alles ausschöpft: Körperlich, mental und philosophisch.

Was ja durchaus auch mit der Ambivalenz von Mitzi & Co zu vereinbaren ist ... (Anm.).



... als Gräfin in „Cyrano de Bergerac“, Burgsommer Hall 2017

Foto: Julia Sparber-Ablinger



ERZÄHLEND ERINNERN, DIE GEGENWART IM BLICK

Südtiroler Autorinnen und die unterschiedlichen Möglichkeiten von weiblichem Erinnern

Anna Rottensteiner

Als Südtiroler Autorin über Südtirol schreiben

Als Schreibende, die lebensgeschichtliche Wurzeln in Südtirol hat, ist man oft mit einer eigenartig doppelbödigen, keineswegs böartigen, sondern neugierig wissen wollen- den Haltung konfrontiert. Zum einen kann es sein, dass man sich dafür rechtfertigen muss, warum man sich „immer“ mit der Geschichte der eigenen Gegend auseinandersetzt. Zum anderen wird es als selbstverständlich angesehen, dass man genau dies tut, was einem bzw. einer dann im Nachhinein wenn nicht vorgeworfen, so doch zumindest als erklärungs- würdig entgegengehalten wird. Die Antwort, die man dar- auf geben könnte, ist gleichzeitig auch eine Herangehens- weise und könnte ganz „banal“ mit der Lebensweisheit umschrieben werden: „Warum in die Ferne schauen, wenn das Gute liegt so nah.“

Nun war die Geschichte Südtirols der letzten 100 Jahre bei weitem keine „gute“, sondern vielmehr eine leid- und schmerzvolle. Der Landstrich stand oft im Brennpunkt euro- päischer Konflikte, indem er im Kleinen wiederspiegelte, was im Großen geschah. So durchkreuzten ihn gleich zwei der schlimmsten europäischen Diktaturen, der italienische Faschismus und der deutsche Nationalsozialismus, die beide die Bevölkerung vor qualvolle Wahlen stellten; so gab es in der Nachkriegszeit und in den anschließenden Jahrzehnten gewaltvolle Bestrebungen für eine eigene Unabhängigkeit, staatliche Repressalien und politische Kämpfe auf europä- ischer Ebene für eine Autonomie, die heute als „Vorzeigemo- dell“ für andere Regionen mit vergleichbarer Situation gilt. Und so ist das Territorium bis in die heutige Zeit hinein mit der Ko-Existenz von zwei bzw. drei Kulturräumen, der italie- nischen, deutschen und ladinischen, sowohl Konfliktherd, als auch Laboratorium und Erprobungsraum, was ein friedli- ches Zusammenleben betrifft, das nicht nur gegenseitige Akzeptanz, sondern auch ein vorurteilsfreies und, mehr noch, ein um das Privileg der Mehrsprachigkeit und Mehr- kulturalität wissendes Voneinander Lernen impliziert, impli- zieren könnte.

Weiter in die Zukunft gedacht könnte dies bedeuten: Die Tatsache, dass auf dem Territorium Südtirols dem Landesins- titut für Statistik zufolge Bürger und Bürgerinnen aus 138 verschiedenen Nationen ansässig sind (www.provinz.bz.it/italienische-kultur/sprachen/2965.asp), könnte die Überle- gung zulassen, auch hier und jetzt, in der unmittelbaren Ge- genwart, eine Vorreiterrolle einnehmen zu können.

Zwei spannende Publikationen sollen in diesem Zusammenhang erwähnt werden: „Vom Kom- men und Gehen. Migration in Südtirol“ (Raetia Verlag) des Zeithistorikers Kurt Gritsch. In ihm wird aufgezeigt, wie sehr globale und lokale Entwicklungen zusammenhängen und auch auf diesen beiden Ebenen Lösungen gefragt sind. In der Publikation „einheimisch – zweiheimi- sch – mehrheimisch. Geschichte(n) der neu- en Migration in Südtirol“ gehen die Herausge- berInnen und ZeithistorikerInnen Dirk Rupnow und Eva Pfanzelter der Vielschichtigkeit der Fra- ge der jüngeren Migration in Südtirol nach und zeichnen den Weg vom Auswanderungsland Südtirol, das erst Jahre nach der Stabilisierung durch die Autonomie Attraktivität für ausländi- sche Arbeitskräfte gewann, bis zur Aufnahme von vor Kriegen und Konflikten Geflüchteten nach (vgl. www.raetia.com).



Geschichte mit großem und mit kleinem G und mit W wie Weiblich

Die Gegenwart bewältigen, indem man versucht, die eigene Vergangenheit zu verstehen, zu verstehen, wie die Lebensfäden und Lebensgeschichten einzelner Menschen von der Geschichte mit dem großen „G“ geprägt waren und sind; davon zu erzählen, wieviel „Roman“ ein einzelnes Leben enthält; überhaupt: zu erzählen, um Menschen und auch Dinge und Geschehnisse nicht verloren gehen zu lassen. Das ist wohl eines der grundlegenden Anliegen und auch Fähigkeiten von Literatur und in so bewegten Zeiten wie heute wichtiger denn je. Im imaginierten Erzählen kann ich mich von „realen“ Lebensläufen und Geschichten inspirieren lassen, kann bei ihnen bleiben oder darüber hinaus erzählen. Ich kann auf den ersten Blick Inkompatibles zusammendenken und dann erzählerisch zusammenfügen, kann mit Empathie auf Fremdes und Unerklärliches schauen und so verständlich machen, was vorher mir – und auch den Leserinnen vielleicht – nicht verständlich war.

Ich möchte daher im Folgenden auf einige Autorinnen mit Südtiroler Wurzeln eingehen, die sich in ihren Büchern intensiv mit Geschichte, jener mit dem kleinen und jener mit dem großen G, auseinandersetzen und dabei ihren Fokus auf das weibliche Erinnern legen.

Generationen- und Landschaftsübergreifend

Die Bozner Schriftstellerin und Regisseurin Astrid Kofler hat in ihrem neuen Roman „Das Fliegen der Schaukel“ (Haymon Verlag 2017) eine sehr besondere Perspektive gewählt, um, beginnend mit den 1920er Jahren, 80 Jahre Geschichte zu erzählen: Ada, eine junge Italienerin aus Paliano, einem Dorf in der Ciociaria, dem hügeligen Landstrich östlich von Rom, kommt im Jahr 1935 als 19jährige Lehrerin nach Oberinn – Auna di Sopra, um die Kinder in der italienischen Schule zu unterrichten. Ausgehend von ihrem Leben und Erleben spannt der Roman seinen Bogen weit auf und schildert Adas Leben bis in deren hohes Alter.

Der Roman beginnt im Jahr 2000, in der Villa Serena, einer Seniorenresidenz in Bozen, in der die nunmehr hochbetagte Ada ihr Leben verbringt. Erinnerungen an ihre Kindheit, an ihre gegen die (allerdings schwachen) Widerstände der Familie durchgesetzte Lehrerinnenausbildung in Rom, an die zu kurze, glückliche und qualvoll kinderlos gebliebene Ehe begleiten ihre

Gedanken ebenso wie die Schicksale der Frauen und Männer, die nun mit ihr hier ihre letzten Lebensjahre verbringen.

Den Großteil des Romans nehmen jedoch die mit genauem Datum versehenen Klassenbucheinträge der jungen Lehrerin ein, die diese ab ihrer Ankunft im Bergdorf vornimmt, teilweise auch Tagebucheinträge sowie Briefe der älteren Cousine Adas, die ebenfalls als Lehrerin in die Provinz im Norden gekommen ist. In ihnen wird der Schulalltag geschildert sowie der Versuch Adas, den Kindern die italienische Sprache und Kultur beizubringen. Ada ist eine bemerkenswert empathische junge Frau. Sie versucht den Kindern deren Ängste zu nehmen, sie zu selbständig denkenden Personen zu erziehen. Anhand der Geschichten der einzelnen Schüler und Schülerinnen werden gekonnt und einfühlsam die Kämpfe rund um die Option geschildert und aufgezeigt, wie sehr die innerfamiliären Konflikte das Schicksal der Schwächsten und Hilflosesten, der Kinder eben, zutiefst prägen.

Doch „Das Fliegen der Schaukel“ ist auch ein italienischer Familienroman: Anhand Adas Familie, der Eltern und Großeltern, der Geschwister Gina, Maria, Vito und Francesco, lässt Astrid Kofler das Panorama einer italienischen Familie in den Wirren des Faschismus und des Krieges erstehen.

Und vor allem wird aufgezeigt, wie die Welt aussehen könnte, wenn Mut und Liebe Hand in Hand gingen: Adas Mutter hält in den letzten Kriegstagen zwei Deserteure im Haus der Familie versteckt. Auf die Frage der Tochter, warum sie das denn tue, antwortet die verschlossene, vom Schicksal der eigenen Kinder tief gezeichnete Frau (Francesco, ein Sohn, gilt als in Russland vermisst): „Es wird auch russische mamme geben, die sich um unsere Soldaten kümmern.“

Erinnern, um gehen zu können

Die in Ulten geborene und in Bozen lebende Psychotherapeutin und Schriftstellerin Maria Thaler wählt in ihrem Roman „Moi“ (Raetia Verlag 2017) eine sehr interessante Erzählkonstellation: zwei Stimmen wechseln sich ab im Erzählen „eines ganzen langen Frauenlebens“ auf einem Südtiroler Bergbauernhof: jene von Moi, der Bäuerin, die mittlerweile im Altersheim ist, und die ihrem Ziehsohn Federico, der sie nach langer Abwesenheit besuchen kommt, ihr Leben, dessen Höhen und Tiefen sowie ihre Geheimnisse anvertraut. Federicos Stimme ist die zweite – er kommentiert Mois Erzählung, gibt aber auch einiges von seinem eigenen Leben preis. Es sind vor allem die zahlreichen Kinder, denen sie das Leben geschenkt hat, und deren Lebensgeschichten, um die Mois Gedanken und Erinnerungen kreisen, aber auch das karge Leben auf dem Hof, die „magische“ und sinnhafte Präsenz von Teufeln oder Engeln, die herben Verluste, die im Leben hinzunehmen sind, und letztendlich das sich dem Unausweichlichen Stellen: dem Sterben und dem Tod.

„Wenn Moi erzählt, werden auch bei mir Erinnerungen wach.“ Federicos Leben war von Weggeben und Weggehen geprägt, von der Suche nach Zuneigung und nach der eigenen Identität. Die eigenen Erinnerungen können lange verschüttet bleiben, vor allem wenn es schmerzvolle Erfahrungen sind. Da können gemeinsames Sprechen, gemeinsames Er-

zählen unter Umständen völlig unterschiedliche Erinnerungen an ein und dasselbe Geschehnis zutage fördern, Erinnerungen überhaupt erst in Gang setzen. Diesem einen Satz, den Maria Thaler dem Ziehsohn in den Mund legt, liegt daher vielmehr zugrunde: ist es doch ein wesentliches Moment von Literatur überhaupt, über das Erzählen von Erinnerungen und über die Thematisierung von Erinnerung an sich in den Leserinnen Prozesse eigener Erinnerung anzustoßen und auszulösen. In diesem Sinn ist die Literatur, ist das Erzählen vor allem, „Migrantin“, „Nomadin“: nämlich indem sie immer wieder aufbricht im doppelten Wortsinn: sie bricht Verfestigtes, Zuschreibungen, Vorurteile auf und zeigt damit neue Möglichkeiten auf, bricht auf zu neuen Ufern. Und so wird Literatur zu einer Brückenbauerin, auf viele unterschiedliche Arten, und eben auch eine Brückenbauerin zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Denn die Zeit sind wir, und die Erinnerung war es lange nicht, ist es aber heute, vor allem in der Literatur, mehr denn je: weiblich.

„So ist es nicht ganz verloren, wenn ich gehe“, sagt Moi zu ihrem Ziehsohn, und darin liegt die Stärke und die Kraft, die dieses Buch ausstrahlt: Indem sie sich einem „kleinen“ Leben zuwendet, hat Maria Thaler einen Roman über das Erinnern, über das weibliche Erinnern geschrieben.

Erinnern als Utopie

Waltraud Mittichs Roman „Micól“ (edition laurin 2016) hat sich die weibliche Erinnerung sowohl inhaltlich als auch formal zum Thema genommen. Ihr Romanprojekt ist sehr spannend, da es eine Figur aus einem der wichtigsten italienischen Romane wieder zum Leben erweckt, und zwar im wortwörtlichen Sinne: es ist Micól Finzi Contini aus dem autobiographisch gefärbten Roman „Die Gärten der Finzi Contini“ von Alberto Bassani. In ihm erzählt der Autor seine Liebe zu Micól, die als Jüdin aus dem oberitalienischen Ferrara, ebenso wie all ihre Familienmitglieder, den italienischen Faschismus nicht überlebt, da sie in ein nationalsozialistisches KZ deportiert wird. Waltraud Mittich nun lässt Micól in ihrem Roman auferstehen, lässt sie, die „aus der Hölle zurückgekehrt“ ist, die Geschichte des

20. Jahrhunderts durchleben, alle Schrecknisse aber auch alle Möglichkeiten, die dieses Jahrhundert in sich birgt, thematisierend. Micól, der die Todeserfahrung auf den Leib und in die Seele geschrieben ist, geht dabei kompromisslos und radikal ihren Weg, geht viele verschiedene Wege, denn, so Mittich: „für die Erzählerin gilt [...] das Postulat: nichts ist wirklicher als das Mögliche.“ Und somit kann die Autorin ihre Protagonistin kühne Lebensentwürfe experimentieren und verschiedene Rollenentwürfe anprobieren lassen wie Kleider, und jene verwerfen, die ihr nicht „auf den Leib passen“. Iris Kathan fasst in ihrer Rezension zum Roman auf dem Literaturportal Literatur Tirol (literaturtirol.at/lilit/micol) Waltraud Mittichs Ansinnen zusammen: Und so „liest sich Mittichs Text auch als Plädoyer für die Literatur, die [...] als Ort des Widerstands und der Erinnerung verstanden werden kann und gerade durch ihre Mehrdeutigkeit zu sensibilisieren vermag für Wirklichkeiten, die anders nicht zugänglich gemacht werden könnten.“ Erinnern als Utopie – was widersprüchlich erscheint, ist in der Literatur möglich.





Marlis Petersen als Maria und Alexandra Deshorties als Elisabetta in Gaetano Donizettis „Maria Stuarda“. Die Neuproduktion kam im Jänner 2018 im Theater an der Wien heraus

Foto: ©Monika Rittershaus

LIEBESOPFER, RACHE, OHRFEIGEN

FRAUENFIGUREN IN DER OPER

Ursula Strohal

Als es im Ötztal noch Bären gab und die Dörfer offen verfeindet sein konnten, liebte eine junge Frau einen Burschen aus Sölden, dem Nachbarort. Weil er ein Jäger und auf Besuch war, prahlte er ein bisschen. Als der Dorfkaiser erfuhr, dass dieser Angeber und seine Tochter sich gut waren, bestimmte er ihr einen anderen Ehemann. Da zog die resche Tirolerin lieber in eine Berghütte. Um 1800 mochte es gewesen sein. Nach einem Jahr war sie reiche Erbin, aber das Schicksal erbarmungslos und aller Mut vergebens. Wally und ihr Geliebter starben, Lawinen und Felsen gibt es im Ötztal genug.

Die Geschichte wird gesungen, ein Orchester mischt sich ein. Eben Oper.

Oper erzählt von Männern und Frauen, ihrem Fühlen, Denken und Handeln, von Fügungen, Schicksalen und eingreifenden Göttern, von Verzicht, Verlust und Erfüllung, von Liebe und Tod.

In der generellen Rezeption von Musik blieben Frauen, obwohl in vielen Bereichen tätig, im Hintergrund bis unsichtbar. „Zu keiner Zeit und nirgends in der Welt fehlte musisch-schöpferisches und -kulturelles Handeln von Frauen, ... doch ähnlich Frauen in der Wissenschaft oder Politik treten musikalisch produktive Frauen erst seit Ende des 20. Jahrhunderts aus dem Schatten der männlichen Kollegen.“¹ Erst mit der Emanzipationsbewegung und der einsetzenden Genderforschung in den 1970er Jahren kommen Frauen in allen Musikberufen ins Blickfeld der allgemeinen Wahrnehmung. Abseits der Kunst waren starke Frauen immer schon präsent, längst vor der Frauenbewegung. „Daher“, so die Autorin und Politikerin Dana Horáková, „verstanden sie sich nicht als Emanze, sondern waren damit beschäftigt, ihre Klöster, Reiche, Betriebe, Familien auf Vordermann zu bringen. Sie verglichen sich nicht mit dem anderen Geschlecht, definierten sich nicht durch die Männer. Die Frauenquote war höher als heute, Witwen übernahmen, wenn die vielen Männer umkamen. Ziel war nicht, sich gegen die Männer durchzusetzen, sondern ihr selbst gestecktes Ziel zu verwirklichen. Die starken Frauen kämpften sich gegen, sondern um die Männer.“²

Auf der Bühne, in Schauspiel, Oper und Tanz, traf man sie, die starken Frauen, und auch die schwachen. Die Intrigantin und die Naive, die Heilige und die Hure. Doch es dauerte, bis eine heterosexuelle Grundstruktur sich durchsetzte. Um 1600, als die Oper entstand, besetzte Shakespeare die Frauenrollen männlich. Sechzig Jahre später gab es in London erstmals weibliche Darsteller. Nicht alle Theaterleiter wagten das, Jahrzehnte nicht. In der Oper sangen Frauen. In Monte-

verdis „L’Orfeo“ von 1607 ist die allegorische Musica ebenso weiblich wie Euridice u.a. Von „L’Arianna“, 1608, gibt es nur noch das bewegende Lamento ... Wie hinreißend verführt Poppea Kaiser Nero, wie erschütternd nimmt seine verstoßene Gattin Abschied von Rom („L’incoronazione di Poppea“, 1642). Die Amme Arnalta wird mit einem männlichen Alt besetzt.

Dann kamen die barocken Kastraten und das Geschlecht war kein Thema, Hauptsache, die armen Kerle vollbrachten circensische Vokalkünste. In heftiger Konkurrenz dazu die affektgeladenen Primadonnen – da konnte es zu absurden Rollenverteilungen kommen.³ Ende des 18. Jahrhunderts war Schluss mit der Kastraten-Mode. Da hatte Christoph Willibald Gluck die Idee einer Opernreform. Er wollte das Typisierte, Erstarrte, Verbrauchte der barocken



Susanne Langbein als Susanna (rechts) und Camilla Lehmeier als Cherubino in Mozarts „Le nozze di Figaro“, Tiroler Landestheater, 2016/17

Foto: Rupert Larl

Opern sowohl in der Opera seria als auch in der Opera buffa und die eitle Herrschaft der Sänger ersetzen durch menschliche Leidenschaft und Dramen, durch die Gleichwertigkeit von Musik und Wort. Glucks „Armide“, die den feindlichen Ritter Renaud liebt, wird zum Opfer ihrer Leidenschaft, seine Königin „Alceste“ will sich für den Gatten opfern und wird durch höhere Kraft gerettet.

Es bedurfte eines Wolfgang Amadeus Mozart, um die Opernfiguren endgültig von den Konventionen zu befreien. Er sah ihnen tief in die Seele und schenkte den Frauen wahrhaftige, nachvollziehbare Emotionen. Und natürlich war er mutig. In „Die Hochzeit des Figaro“ begehren die Diener gegen den Grafen auf, Drahtzieherin ist die entzückend pragmatische Susanna, Zofe der Gräfin. Im heillosen Menschendurcheinander weiß sie die Paare zur ordnen. Zuvor hatte sich eine initiative Gräfin in die Gärtnerin Sandrina verwandelt, um den rechten Mann zu angeln („La finta Giardinera“). In Mozarts Singspiel „Die Entführung aus dem Serail“ beharrt Konstanzes Zofe Blonde auf ihrer Freiheit als Engländerin und scheuert ihrem Liebsten Pedrillo eine, als er an ihrer Treue zweifelt. Die sanfte Konstanze wiederum fährt die Koloratur-Krallen aus, als Bassa Selim, der sie gewinnen möchte, die Geduld verliert und ihr mit Folter droht. Donna Anna und Donna Elvira in „Don Giovanni“ sind starke Frauen, sehr verschieden und beide nicht unkompliziert. Bemerkenswert, dass nicht sie sterben, sondern Don Giovanni in die Hölle fährt, der Treuebre-

cher, Verführer und Vergewaltiger. In „La clemenza di Tito“ wird Vitellia, in „Idomeneo, Rè die Creta“ Elektra in Liebesdingen zur Furie.

Mozarts Opernfrauen sind vielschichtig und stark, sie prägen die Stücke, während die Männer meist die Schwächeren sind. Über jede gibt es genügend Abhandlungen. Das gilt auch für die Königin der Nacht und ihre Tochter Pamina in der „Zauberflöte“, die beide mehrdimensional erscheinen. Die Königin erst als liebende Mutter, dann hart und rachedurstig, Pamina als die Sanfte, Liebende, die freilich zu einem Selbstmord fähig wäre, schwerere Prüfungen als ihr Tamino zu bestehen hat und es schließlich ist, die ihn durch die Wasser-Feuer-Probe führt.

„Ein Weib tut wenig, plaudert viel“ – „Ein Mann muss eure Herzen leiten, denn ohne ihn pflegt jedes Weib aus ihrem Wirkungskreis zu schreiten“: Zwei der bekannten frauenfeindlichen Zitate aus der „Zauberflöte“. Die Sache ist nicht mit einem Satz zu erklären, geschweige denn zu bereinigen (immerhin wird auch Pamina in den geweihten Kreis aufgenommen), auch der Hinweis auf die Gepflogenheiten des ausgehenden 18. Jahrhunderts greift zu kurz. Der frauenfeindliche Aspekt in der „Zauberflöte“ bedarf eingehender Beschäftigung.⁴

Wie denn überhaupt das Frauenbild in der Oper sich in alle Perspektiven ausdehnt. Es ist vielfach behandelt worden, aber noch keineswegs erschöpft. Wo beginnen? Der erste Spot – siehe oben – leuchtete nach Tirol, zu „La Wally“ von Alfredo Catalani. Man kann durch Zeiten und Regionen wandern, reich informiert, weil die Rollen Probleme und Lösungen, Sitte, Einstellung und politisches Umfeld, Freuden und Ängste der Zeit mittransportieren. Hier zeigt sich der Wandel im Rollenverständnis, hier öffnet sich das weite The-



Nina Stemme als Brunnhilde in Richard Wagners „Götterdämmerung“ im Februar 2018 an der Bayerischen Staatsoper.

Links Anna Gabler als Guttrune

Foto: Bayerische Staatsoper/Wilfried Hösl

ma Emanzipation, angepasst an die Zeit. Eine der stärksten Frauen, die emanzipiert und außerordentlich mutig handelt und als eigentliches Motiv ihrer Suche nach dem politisch gefangenen Ehemann die Gattenliebe angibt, ist Leonore, die sich in Ludwig van Beethovens Oper als Mann ausgibt und „Fidelio“ nennt. Als sie im Kerker helfen soll, Florestans Grab zu graben und sich unter Preisgabe ihrer Identität seinem Erzfeind entgegenstellt, der kommt, um ihn zu töten, kippt die höchst dramatische Szene in einen ruhigen Augenblick und ins Politische. Denn gerade rechtzeitig ertönt das Signal zur Ankunft des rettenden Ministers. Ein Signal, das für Aufklärung und Gerechtigkeit steht.

Machtpolitik und Eifersucht prägen in herrlichstem Belkanto Gaetano Donizettis „Maria Stuarda“, Tosca und ihr Geliebter Cavaradossi verlieren vor dem Hintergrund des französisch-österreichischen Krieges gegen den Polizeichef Skarpia und Maddalena in Umberto Giordanos „Andrea Chénier“ ist als Adelige in der Französischen Revolution Opfer mörderischer politischer Umstände.

Richard Wagners Auftrag an die Frauen, privat und in der Kunst gespiegelt, gilt der Erlösung. Die exaltierte Senta stürzt sich ins Meer, um den „Fliegenden Holländer“ zu retten. Für „Tannhäuser“, der Vergebung für seine Sünden sucht, opfert sich Elisabeth. In „Lohengrin“ muss Elsa aushauchen, weil sie in der Hochzeitsnacht den Namen ihres Ehemannes wissen will. Die Erfüllung von Treue und Liebe liegt für Wagner im Tod. Isolde folgt diesem Schicksal mit ihrem Liebested („Tristan und Isolde“) und auch Brünnhilde, die wunderbare Walküre im „Ring des Nibelungen“, folgt ihrem Siegfried, indem sie in die Flammen des Scheiterhaufens reitet.

Giacomo Puccini liebte die Zarten. Der aufbrausenden Tosca und Turandot stehen die Seelchen Mimi („La Bohème“), Liu die Dienerin, die für ihren Prinzen stirbt („Turandot“), Madame Butterfly und Anna gegenüber, die aus Gram über den ungetreuen Geliebten stirbt („Le Villi“). Natürlich geht Grandseigneur Puccini auch an den Kapriziösen nicht vorbei, an Manon Lescaut und Magda („La Rondine“), dieser entfernten Schwester von Verdis Violetta („La Traviata“), der ersten zeitgenössischen Frau des Genres. Mehr als kapriziös ist später Alban Bergs Lulu. Das pure Gegenteil und nicht von dieser Welt ist Antonin Dvoráks Rusalka, die Nixe, die um der Liebe willen die Menschenwelt wählt und scheitert. Das Naturkind Daphne, das die Liebe verweigert, wird von Apoll in einen Baum verwandelt.

Lichtgestalten gehen an Liebe und Schicksal zugrunde, Verdis Gilda, Amelia („Simone Boccanegra“), Desdemona („Otello“) und Luisa Miller. Wenige, außer den frechen Mädchen und soubrettigen Dienerinnen, überleben wie Carl Maria von Webers Agathe („Der Freischütz“). Im wilden Westen lebt Puccinis Minnie („La fanciulla del West“) unter rauen Kerlen, die ihr Mädchen, das gerade den Geliebten vor dem Galgen rettete, gerührt mit ihm ziehen lassen – aber daran glaubt eigentlich keiner und nur selten ein Regisseur.



Christine Buffle als Blanche de la Force in Francis Poulencs Oper „Dialogues des Carmélites“, Tiroler Landestheater, 2010

Foto: Rupert Larl



Richard Wagner, „Lohengrin“: Jennifer Maines als Ortrud. Tiroler Landestheater, 2011/12

Foto: Rupert Larl

Eine wunderbare Rolle gestaltete Francis Poulenc mit der Blanche de la Force in „Dialogues des Carmélites“. Die junge Frau geht ins Kloster, um ihre Ängste zu überwinden und wächst angesichts der durch das Schafott endenden Mitschwestern über sich hinaus. Leo Délibes Lakmé, Tochter eines Brahmanenpriesters, stirbt für ihren Geliebten.

Auch viele der etwas reiferen Figuren sind unschuldig in ihr Drama verstrickt, aber da herrscht mehr Bewusstsein. Seinen Leonoren („Il trovatore“, „La forza del destino“), Elisabetta („Don Carlos“), Aida und Desdemona („Otello“) schenkt Verdi wie viele seiner Kollegen überwältigende Sopraneleganz.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stellt Richard Strauss starke Frauen in den Mittelpunkt seiner Opern. Und wiederholt sich dabei nicht. Nur Sinnlichkeit schenkt er allen. Da ist die hysterische Salome, die sich über dem abgeschlagenen Haupt von Johannes dem Täufer erotisch verliert; Elektra, die wilde, hasserfüllte, der er in der Erkennungsszene mit ihren Bruder Orest unfassbare Klänge schenkt; die ehelich vernachlässigte Marschallin, die den jungen Liebhaber an eine viel Jüngere verliert; Arabella, das späte Mädchen, noch ein paar antike

Damen; eine intrigante, keineswegs schweigsame junge Frau, eine kunstliebende Gräfin in ihrem Salon; schließlich das Intermezzo seiner eigenen Ehe mit der reschen Gattin, die hier nicht Pauline, sondern Christine heißt.

Strauss hat die Hosenrolle, die im 17. Jahrhundert aus dem unbekümmerten Geschlechtermix der Bühnenfiguren entstand und nie mehr verschwand, mit seinem Octavian („Der Rosenkavalier“) und Komponisten („Ariadne auf Naxos“) – die freilich Figuren aus dem 17. und 18. Jahrhundert darstellen – ins 20. Jahrhundert hineingenommen. Des Stilmittels bedienten sich auch Operette, Revue und Film, als neue interpretatorische Dimension wächst der Hosenrolle die Homosexualität zu. Die lesbische Gräfin Geschwitz verliebt sich hoffnungslos in Lulu.

Die Travestie spiegelt sich selbst, wenn sich die von Frauen dargestellten Männer in Frauen verkleiden (Octavian, unfreiwillig auch Cherubino). Ab dem späten 20. Jahrhundert wird die Travestie wieder zum Thema, weniger spielerisch allerdings, weil die Regisseure aktiv in die Stücke eingreifen und über Schicksal, Gut und Böse, das Geschlecht und auch den Willen des Autors hinaus bestimmen.

Sopranen die Guten, Mezzosopranen die Bösen, Altistinnen die Mütter? Das Klischee macht es sich zu einfach. Natürlich sind die Sopranen meist die Edlen, Naiven, Verzichtenden. Aber wie viele Mezzi reihen sich da ein! Pietro Mascagnis



Oper kann vollgültig ohne Kulissen, Kostüme und Inszenierung stattfinden. Im Bild René Jacobs mit Brigitte Christensen. Sie sang 2016 im Congress im Rahmen der Innsbrucker Festwochen der Alten Musik die Titelrolle in Christoph Willibald Glucks „Alceste“

Foto: Innsbrucker Festwochen der Alten Musik

Santuzza („Cavalleria rusticana“), Jules Massenets Charlotte („Werther“), Donizettis Leonor („La Favorita“), Hector Berlioz' Dido („Les Troyens“), sehr viele Nebenrollen – Flora, Fenena, Bersi – und überhaupt die raffinierten Ladies der Buffo-Opern (Rossini). Plus vielen Beispielen aus der Barockzeit.

Intriganten Sopranen wie Mozarts Vitellia und Verdis Abigail („Nabucco“) möchte man nicht begegnen, ab dem 19. Jahrhundert sind aber meistens die Mezzosopranistinnen die Biester: Carmen und Amneris, Eboli, Strauss' Klytämnestra, Wagners Zauberin Ortrud, Verdis Lady Macbeth („Macbeth“), die Hexen aus dieser Oper, aus „Rusalka“, „Hänsel und Gretel“ u.a.

Ein kleiner Querschnitt durch die bekanntesten Rollen, und immer neue Aspekte, Widersprüche, Themen, Motive, Fragen. Ist es nicht eine extreme Form der Emanzipation, wenn sensible Opernfiguren in ausweglosen Lagen Tod statt Unterdrückung wählen, oder sich durch Wahnsinn (manchmal auch vorübergehend) entziehen, wie Donizettis Lucia oder

Bellinis Elvira („I Puritani“)? Ist allein Gut gegen Böse der Spannungsmoment der Oper, nicht vielmehr, was die Figuren in dramatischen Konflikten zu Menschen und Charakteren macht? Und was lösen all diese Frauen in der Zuschauerin, dem Zuschauer aus?

¹ www.wikipedia.org/wiki/Frauen_in_der_Musik

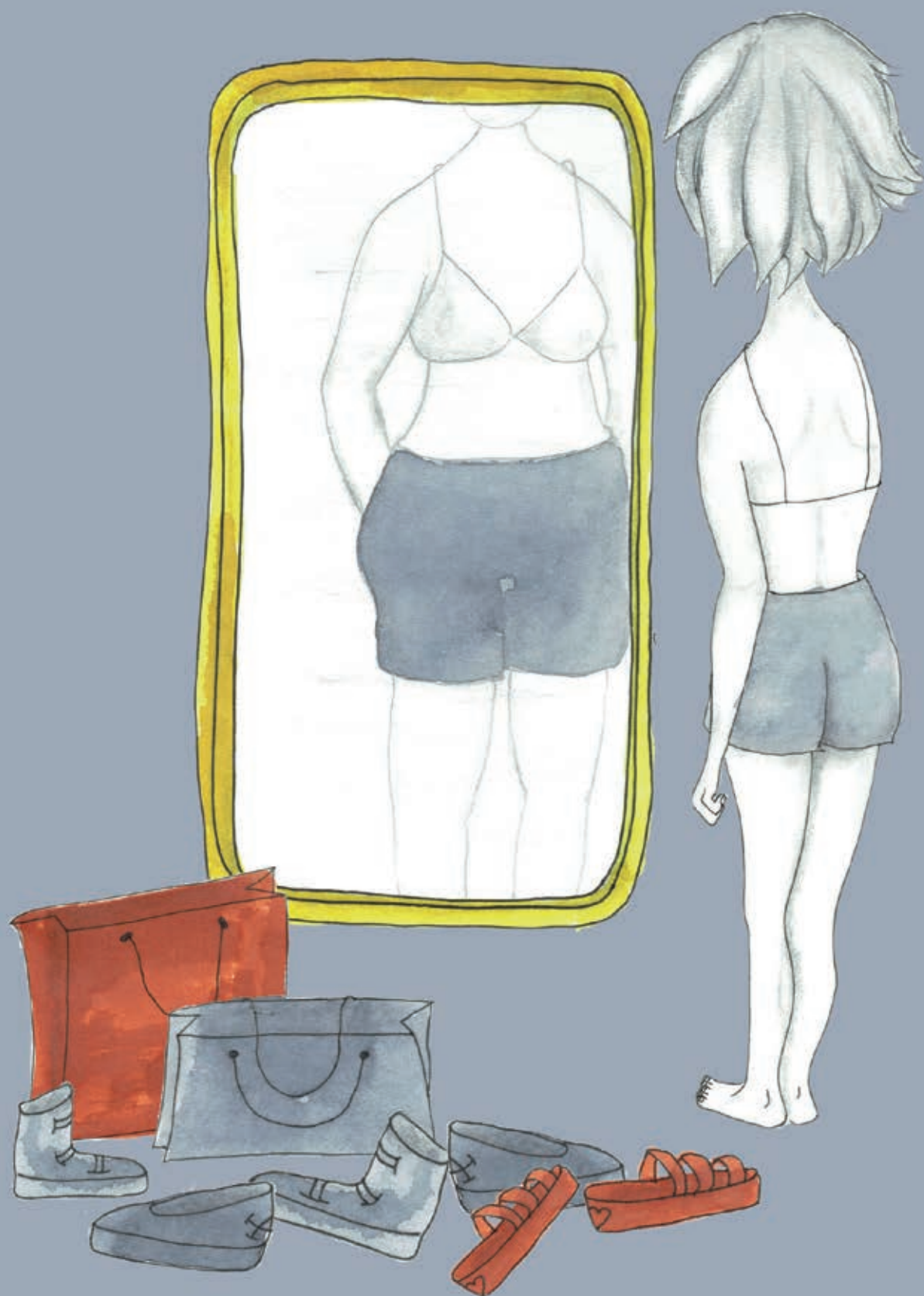
² Dana Horáková, Starke Frauen, verehrt, geliebt, verteufelt. Verlag Quadriga, 2011

³ Annette Kreutziger-Herr und Melanie Unseld (Hrsg.): Lexikon Musik und Gender 2010

⁴ Rebecca Grotjahn, Der Wirkungskreis des Weibes. Zur Funktion frauenfeindlicher Rede in der Zauberröte- In: Andrea Geier, Ursula Kocher (Hrsg.), Wider die Frau: Zu Geschichte und Funktion misogynen Rede. Verlag Böhlau, 2008



Lada Kyssy und Matteo Desole bei den Tiroler Winterfestspielen Erl 2017/18 als Mimi und Rodolfo in Giacomo Puccinis „La Bohème“
Foto: APA



Illustrationen von Aysel Hofer für die österreichische Frauenzeitschrift „Welt der Frau“

ILLUSTRATIV VEREWIGT

Die weiblichen Aspekte in Karikaturen und Illustrationen

Julia Sparber-Ablinger

Um das weibliche Blickfeld zu erschließen, muss man in ein Paradedrama eintauchen: Die Emanzipation der Frau. Wie kein anderes Motiv wurde die Gleichberechtigung facettenreich karikiert und ihre unterschiedlichen Auslegungen illustriert. In der weiblichen Karikatur in Tirol kommt man an einem berühmten Mann nicht vorbei: Paul Flora. In seinem umfangreichen, illustrativen Werk waren Stärken und Schwächen der Damen wiederkehrende Themen. Die Tiroler Illustratorinnen Aysel Hofer und Mo Maslowska verwandeln in ihren Motiven weibliche Schwächen in Stärken. Sie erzählen mit nur einem Bild gefühlvolle Geschichten zum weiblichen Selbstwert. Aber auch dem inneren Dämon der Frau kommen wir auf die Spur: Polly Nor malt den Teufel nicht an die Wand, sondern den Damen in die Seele.

Karikatur kommt aus dem italienischen *caricare* (überladen, übertrieben) und bedeutet eine komisch überzeichnete Darstellung von Menschen oder gesellschaftlichen Zuständen. Die Karikatur ist seit jeher eine beliebte Waffe, um politische Diskussionen zu illustrieren und für kontroversiellen Meinungsaustausch zu sorgen. Wie kommt man der Frau in der Karikatur näher? Wie dem weiblichen Strich in der Illustration? Mit einem tiefen Blick in die Geschichte der weiblichen Emanzipation, die ein beliebtes Thema in der Karikatur ist. „Hilfe, die Emanzipanten kommen!“ lautet eine Publikation des Autors Robert Eichert, in der er sich auf den um 1910 erstmals erwähnten Begriff bezieht. „Ich entdeckte die Emanzipation auf einer historischen Ansichtskarte. erinnert irgendwie an Panzer, klingt kämpferisch. Wird im heutigen Sprachgebrauch aber nicht mehr verwendet.“ Frau (man) ist froh darüber. Robert Eichert widmet sich dem Kampf der Geschlechter in der Karikatur im Laufe von 100 Jahren. Im Zuge seiner Recherchen stellte er fest, dass es in den zahlreichen Frauenbewegungen über die Jahrhunderte immer auch um Kleiderreformen ging. „Wer hat die Hosen an?“ Diese Frage will das Machtverhältnis in der Beziehung zwischen Frau und Mann eruieren und wird bereits in einer Karikatur aus dem Jahre 1818 verewigt.

Bereits zu Zeiten der französischen Revolution (1789 bis 1799) wollten die Frauen das gepriesene Motto Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit (*Liberté, égalité, fraternité*) auch auf ihr Geschlecht übertragen. Die Forderungen nach Gleichstellung in sämtlichen Bereichen der Gesellschaft waren ab Mitte des 19. Jahrhunderts immer deutlicher zu vernehmen. Zunächst wurden sie belächelt und eben karikiert. In sarkastischen Zeichnungen werden Frauen, die Bürgerrechte und Gleichberechtigung fordern, als nicht ernst zu nehmen dargestellt. Die Stereotype der „Emanze“ wurde geboren und stets bedient: Als „Stimmrechtshyänen“ oder „Blaustrümpfe“ titulierte und

auf ihren angestammten Platz in der Küche oder zum Stricken verwiesen. In vielen Karikaturen geht es um die Macht und darum, wer bestimmt was Sache ist.

Um 1900 setzten sich in Großbritannien viele Frauen für ihr Wahlrecht ein und wurden abwertend als „Suffragetten“ bezeichnet (*suffrage* – engl. *Wahlrecht*). Sie traten in den Hungerstreik oder störten offizielle Veranstaltungen mit passivem Widerstand. In der Publikation Eicherts findet sich eine Ansichtskarte mit demütigendem Text: „Die ganze Frauenwelt will sich erheben und gleich den Männern sein. Und, da man ihr dies nicht will geben, Sie's nehmen woll'n mit Kampf und Schrei'n. Drum zieh'n die Frauen nach Männerbrauch mit Fahne und mit Waffen auf. Doch ach sehr bald schon hört erschallen ein donnernd „Halt!“ jede im Ohr. Und des Gesetzes Aug' ruft allen: Bis hierher nur, sonst raus zum Tor lenkt reuevoll zurück den Schritt. Und nehmt gleich diesen Strickstrumpf mit!“



Die Zeichnerin Polly Nor setzt sich mit dem weiblichen Wesen in der modernen, digitalisierten Welt auseinander und lässt dabei den Teufel raus

Die Suffragetten begangen damals einen weiteren Tabubruch: Sie rauchten in der Öffentlichkeit, wo das Rauchen doch ausschließlich Männern vorbehalten war. Konservative Kreise empörten sich darüber. Sowie auch das Radfahren für Frauen ein Tabubruch war, der wiederum mit einer Modeerscheinung einherging: „Die heikelste Frage beim Radfahren der Damen ist die Costumefrage. Es scheint, dass der Rock dazu verurtheilt ist, dem Beinkleid zu weichen ...“ Die Zeitschrift „Wiener Mode“ befürchtete damals gar versteckte, sexuelle Betätigung. Frauen würden mit offensichtlichem Vergnügen auf diesem „Teufelsgerät“ sitzen und „Gelegenheit zu vielfacher und unauffälliger Masturbation bietet sich dar.“ Frauen in Hosen wurden als hässlich verunglimpft. Wenn eine Frau „die Hosen anhatte“, also auch den Mann zu Hausarbeit und Kindererziehung verpflichtete, dann „hat es einer schlecht getroffen“ - wie eine Karikatur um 1925 zeigt.

In Österreich entstand die große Welle der Frauenemanzipation erst 1970. Die erfolgreiche Zeit der Johanna Dohnal. Sie rauchte, sie verweigerte jede Art von Schminke und bekannte sich öf-

fentlich als Lesbe. Keine andere Politikerin wurde derart mit Häre verfolgt. Zeitungen schrieben von „Kreiskys Xanthippe“ oder „Männermordende Emanze auf dem Kriegspfad“. Am Beispiel jener Aussagen ist erkennbar, wie lange die stereotypen Geisteshaltungen präsent sind, die mehr als 100 Jahre alte Karikaturen transportieren. Die Frauenemanzipation glich in der Vergangenheit einem ideologischen Minenfeld und ist nach wie vor umstritten. Obwohl heute Freiheits-, Sozial- und Kollektivrechte für Menschen jeden Geschlechts gleichermaßen gelten, sind Frauen noch immer nicht in allen Bereichen gleichgestellt, wie die Anzahl der Frauen in Führungspositionen beweist: In den Vorstandsetagen in Österreich sind nur 3,9 % Frauen zu finden. Die diesjährige Einführung der Frauenquote soll diesen Umstand beseitigen, wird in aktuellen Karikaturen aber auch als absurd dargestellt.

Das Weib aus der Feder des Paul Flora

Die weiblichen Anliegen in der Karikatur sind also seit Jahrhunderten präsent. Wenn es um das Medium per se geht, kommt man an einem berühmten Tiroler Künstler nicht vorbei: Paul Flora (1922-2009). Der Zeichner, Grafiker, Karikaturist und Illustrator entwickelte eine feinnervige Zeichentechnik mit Tuschfeder, mit der er zeitlebens identifiziert wurde. Mit



Die weibliche Emanzipation im Medium der Karikatur: Bereits um 1818 wollte die Frau „die Herrin der Hose“ sein

großer Strichdichte schuf er durchkomponierte Bilder in schwarz-weiß, teilweise mit farbigen Akzenten versehen und brachte den jeweils herrschenden Zeitgeist auf den Punkt. Zwischen 1957 und 1971 lieferte er wöchentlich Zeichnungen an die Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“ und machte sich als politischer Karikaturist einen Namen. Aber auch als Künstler ist Paul Flora bis heute unverwechselbarer Vertreter eines zeitkritischen Stils. Seine Radierungen und freien Zeichnungen sind die gelungene Verbindung der Karikatur mit dem Surrealismus, der geistigen Bewegung, die sich seit den 1920er Jahren als Haltung gegen traditionelle Normen äußert. Auch Frauenthemen handelte Flora in seinen Arbeiten umfassend ab. Absurd, phantastisch, pointiert. So war für ihn noch im Jahre 1997 der Tratsch eindeutig weiblich. Er zeichnete üppige Damen mit geschmückten Hälsen und weit geöffneten Mündern. Aus dem Jahre 2001 stammt seine „Feme fragile“: Eine Dame mit schlanker Taille, die sich lasziv im Fauteuil rektelt und 2007 zeichnete er eine Frau mit hoch erhobenen Haupt, die ihren Mann an der (kurzen) Leine hält und an der Nase herumführt. Paul Flora hatte eine Vorliebe für das Schräge und er scheute keine noch so düstere Assoziation. Raben bevölkerten seine Bilder und auch Hexen feierten fröhliche Urständ. Waren es bei Flora noch Hexen, denen der männliche Zeichner weibliche Formen verlieh, geht die Illustratorin Polly Nor noch einen Schritt weiter. Sie begibt sich auf die Spur des Teufels in der Frau selbst.

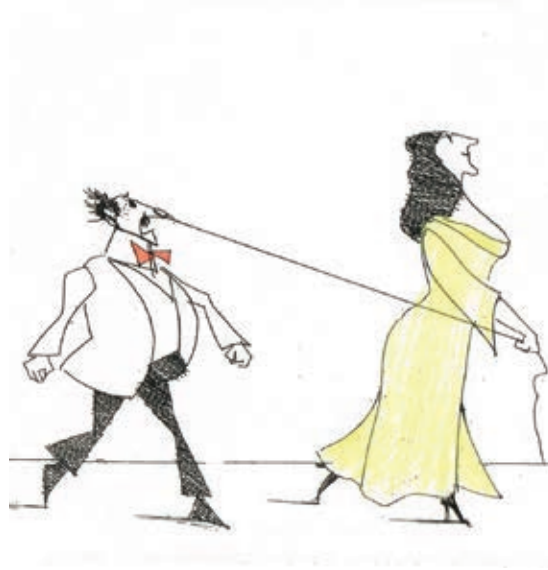
Der innere Dämon der Polly Nor

Frauen als dämonische Wesen? Seit jeher werden Frauen mit dem Teufel in Verbindung gebracht. Schon bei Adam und Eva hat sich die Frau vom Teufel verführen lassen und aktuellere Filme wie „Der Teufel trägt Prada“ zeigen eine Frau, die vor keiner Bösartigkeit zurückschreckt. Die britische Künstlerin Polly Nor illustriert den Teufel als inneren Dämon der Frau. Die dargestellten Teufel werden von den Frauen umarmt, sie kämmen ihr die Haare und träumen gemeinsam von einer besse-

ren Welt. Die Frau und ihre Dämonen wurden zu Nors Markenzeichen. Gut durchdacht setzt sie den Dialog der Frau mit ihrem Dämon in Szene. Moderne Technik ist in ihren Arbeiten allgegenwärtig. Ihre Motive knipsen Selfies vor dem Spiegel oder masturbieren vor ihren Smartphones: „Ich lasse mich sehr vom Online-Verhalten meiner Generation inspirieren. Die Experimente der Selbstdarstellung und die Gefühle und Ängste, die dahinterstecken“, erklärt die Künstlerin. Die Illustrationen von Polly Nor gewähren einen zeitgemäßen Blick auf die fundamentalen Emotionen der Frau.

Der subversive Raum der Mo Maslowska

Monika „Mo“ Maslowska ist in Warschau geboren und kam als Neunjährige nach Österreich. Sie studierte Germanistik, Anglistik und Amerikanistik und verband ihre Liebe zur Literatur und Kunst mit der Illustration. Ihre Arbeiten sind von einer besonders dichten Schraffur geprägt, in denen reduzierte Motive mit fantasievollen Details verbunden werden. Sie sieht sich als Geschichtenerzählerin, die in Bildern spricht. Schon als kleines Mädchen hat sie Gedichte gesammelt und in kleinen Heften festgehalten. „In meinen Bildern kann man Unerwartetes und Geheimnisvolles finden.“ Heute entstehen Mo Maslowskas Bilder aus der erlebten Poesie ihrer Alltagswelt. Sie führt einen Dialog mit ihrer inneren Frau, setzt scheinbar Unscheinbares in Szene und mischt subtilen Humor bei. Wo früher kleine, zerbrechliche Mädchen im Mittelpunkt standen, scheinen ihre Frauen nun erwachsen geworden zu sein: „In meinen Bildern dürfen sie ganz sie selbst sein.“ Ihr aktuelles Projekt sind „Sekun-



„Tratsch“ und „An der Leine“, handkolorierte Radierungen von Paul Flora aus den Jahren 1997 und 2007

Fotos: Galerie Seywald, Salzburg

dengeschichten“, das erste Buch der Mo Maslowska für Erwachsene. Die Bilder sind postkartengroß, enthalten kurze Geschichten oder Prosagedichte, die mit dem Bild korrespondieren. Wort, Bild und Leser treten in Interaktion und stellen die Sekunden des Lebens dar. 60 sollen es werden, also eine ganze Minute ergeben. Die gefühlvolle Poesie ihrer Bilder ist der Illustratorin wichtig, die intellektuelle Erklärung dazu nicht: „Ich überlege mir die Botschaft meiner Figuren genau, aber auch Subversion ist erlaubt.“ Mo Maslowska will Frauen als offene Wesen darstellen, als solche die mit offenen Armen und erhobenem Haupt durchs Leben gehen. Es geht ihr um Frauen und ihre Rollen im Alltag, aber auch manchmal nur um Nonsense und Humor. Ob Zitronenfalter saure Küsse geben überlässt sie also ganz dem Betrachter. Ein zartes Lächeln aber gibt Monika allen Bildern mit.

Die frühe Selbstreflexion der Aysel Hofer

Aysel Hofer lebt und arbeitet als Graphikerin und Illustratorin in Thaur. Ihre Eltern kamen in den 1970er Jahren als türkische Gastarbeiter zunächst nach Deutschland. „Mein Vater hat damals gesagt, dort wo man das Wasser nicht trin-

ken kann, kann man auch nicht wohnen.“ Das Gebirgswasser in Tirol sagte ihm zu und er übersiedelte erneut. Obwohl Aysel in Tirol aufgewachsen ist, erlebte sie ihre Kindheit als „zerissen zwischen zwei Kulturen.“ In jungen Lebensjahren suchte sie Halt und Orientierung in einer zunächst fremden Heimat. Mit dem Älterwerden wurde ihr die österreichische Kultur vertrauter. Ihre Eltern lehnten die kulturelle Annäherung der Tochter jedoch ab. Aysel Hofer thematisiert in ihren Zeichnungen die Sprachlosigkeit in der Familie und die auftretende Kluft zwischen Eltern und Kind. „Wegwünschen“ hieß eine Ausstellung, die Aysel Hofer im Jahr 2015 in Imst und in München zeigte. „Ich wünschte mich weg aus dieser und auch aus der anderen Welt“, erklärt sie. In 13 großformatigen Arbeiten in Tusche und Kohle auf Papier widmet sie sich dem Konflikt ihrer Kindheit und reflektierte ihre eigene Geschichte. Fehlende Details wie Füße oder Hände symbolisieren die gefühlte Unvollkommenheit als junges Mädchen. Heute betrachtet sie ihre entstandene Identität empathisch und will mit ihren freien Zeichnungen vom Schmerz als umgewandeltes, kreatives Potential erzählen. Aysel Hofer arbeitet auch regelmäßig für die österreichische Zeitschrift „Welt der Frau“, für die sie das weibliche Suchtverhalten oder auch die Wechseljahre anschaulich zu Papier bringt. In feingliedrigen Bleistiftstrichen zeichnet sie schlanke Frauen, die sich im Spiegel betrachtend als zu dick erleben. Oder auch eine junge Dame mit übergroßen, modischen Brillen, die sich inmitten einer Sammlung von Boutique-Sackerl wiederfindet. Überzeichnet, ironisch, bunt, kommen ihre Illustrationen daher und spiegeln vielfältige, weibliche Lebenswelten.



Aysel Hofer reflektiert ihre Kindheit: Die Sprachlosigkeit als Zeichnung mit Tusche und Kohle auf Papier



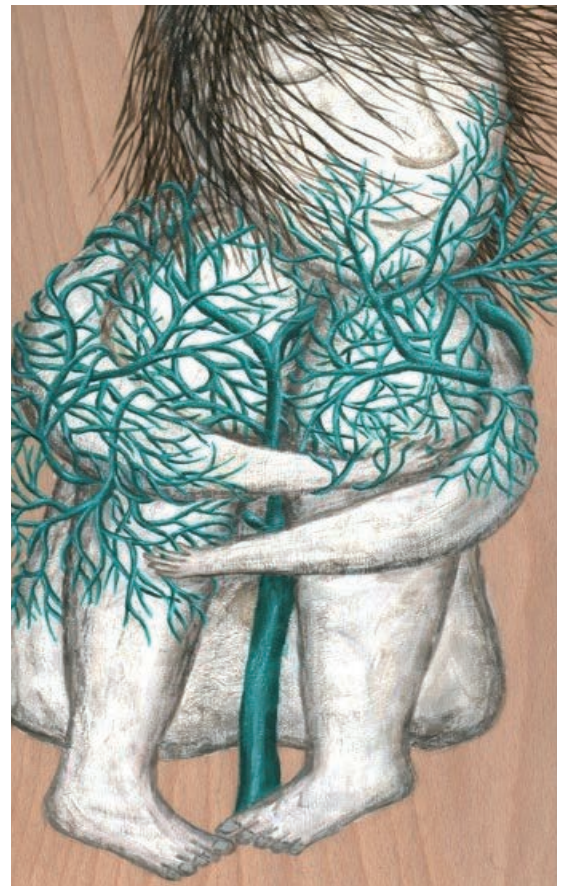
Illustrationen von Aysel Hofer für die österreichische Frauenzeitschrift „Welt der Frau“

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn, männlich und weiblich schuf er sie.“

So lautet ein Satz aus Genesis, dem ersten Buch der Bibel. Dennoch wird Gott im christlichen Glauben zumeist als Mann dargestellt und Frauen wird nur eine untergeordnete Rolle zu teil. In der Karikatur freilich, kann man all das gehörig auf die Schippe nehmen. Jede interpretative Illustration ist eine neue „Seherschule“, die einlädt, gesellschaftspolitische Diskussionen mit anderen Augen zu betrachten. Oft Althergebrachtes umzudrehen, die Absurdität von Normen sowie männlichen oder weiblichen Gottheiten zu verdeutlichen. Jede Illustration erzählt eine Geschichte. Eine humorvolle, sarkastische, zynische, pointierte oder auch makabre. Die weiblichen Geschichten und ihre besonderen Aspekte sollen um Gottes willen gezeigt werden. Und sie dürfen sich auch weiterentwickeln. Um der Frauen willen endlich näher zu kommen.

Quellen:

„Hilfe, die Emanzipanten kommen“, Serie von Robert Eichert zur Frauenemanzipation in der Karikatur von 1830 bis 1930
www.pollynor.com
www.paulflora.at
www.frauenfuehren.at
 Bundesministerium für Gesundheit und Frauen
 Minoritenplatz 3, 1010 Wien



Aus Monika „Mo“ Maslowskas „Sekundengeschichten“:
 „Geben Zitronenfalter saure Küsse?“ und „Sie war das
 Streichholz, er das Holz“. Acryl, Tusche und Stempel auf
 Holz und Karton



AUGEN, BAUCH, HIRN UND WISSEN

Die Innsbrucker Galeristin Elisabeth Thoman

Edith Schlocker

Der Gedanke, wie viele ihrer Altersgenossinnen darüber nachzudenken, sich langsam ins Privatleben zurückzuziehen, ist Elisabeth Thoman komplett fremd. Zu sehr liebt die Galeristin ihren Beruf, der viel mehr als ein Job ist, sondern Berufung, Hobby, letztlich Leben. Und so ist es für die Mutter von drei erwachsenen Söhnen eine Selbstverständlichkeit, zwischen den zwei Galerien, die sie mit ihrem Mann Klaus in Innsbruck und Wien betreibt, im Halbwochenabstand zu pendeln bzw. auf internationalen Messen unterwegs zu sein.

1977 haben Elisabeth und Klaus Thoman in der Innsbrucker Maria-Theresien-Straße ihre erste, damals ganz kleine Galerie gegründet und mit einer Weiler-Ausstellung eröffnet. Ohne wirklich ernsthaft daran zu glauben, dass daraus einmal ihr Beruf werden wird. Aber getrieben von dem gemeinsamen Bedürfnis, Kunst nicht nur passiv zu konsumieren, sondern etwas zu bewegen, mit Kunst zu leben, auch Kunst zu besitzen.

Sie selbst habe von klein auf einen Weg in diese Richtung gesucht, was nicht so einfach gewesen sei, sagt Elisabeth Thoman. Ihre Eltern hätten sie gern in der Handelsakademie gesehen, sie selbst wollte allerdings mehr kreativen Freiraum. Ihre Hoffnung, diesen in der Ferrarischule zu finden, wurde aber nicht erfüllt, weshalb sie nach der Matura mit dem Studium der Architektur begann – das sie trotz großer Begeisterung nach vier Semestern abbrach, konnte sie – die damals bereits ihren zukünftigen Mann kannte und mit ihm einmal eine Familie haben wollte – sich nicht vorstellen, ein Leben als Architektin mit Partnerschaft und Kindern unter einen Hut zu bringen. Also wechselte sie zur Romanistik und Geschichte, allerdings nie mit dem Ziel, Lehrerin zu werden, sondern, „um sich mit Wissen anzufüttern“.

Der Ansatz ihrer Galerie sei allerdings von allem Anfang an sehr professionell gewesen, sagt Elisabeth Thoman, auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Denn es sei ihr und ihrem Mann immer klar gewesen, dass Kunst letztlich auch eine Ware ist, wenn auch eine sehr spezielle, mit der man auch ganz besonders behutsam umgehen muss. Daneben war es ihnen immer wichtig, Initiativen zu setzen, die auf ein Publikum über das engere Kunstkäufer-Klientel hinaus ausgerichtet waren. Um den Menschen Lust auf Kunst zu machen, diese auch besitzen zu wollen, was wiederum ganz im Interesse der Galeristin war.

Große Versäumnisse ortet Elisabeth Thoman bei den Schulen, in denen musische Fächer ihrer Meinung nach immer stiefmütterlicher behandelt werden. Elisabeth Thoman denkt

mit Wehmut an die von ihr und ihrem Mann 1995 initiierte „Skulptur im Schlosspark Ambras“, für deren Umsetzung sie privat viel Geld in die Hand genommen hätten. Großformatige Außenskulpturen von Karl Prantl und Franz West bis Henry Moore und Tony Cragg waren da zu sehen, viele davon direkt für die Ausstellungen produziert.

Im Gegensatz zur Musik hat für Elisabeth Thoman in diesem Land die bildende Kunst einen sehr geringen Stellenwert, ohne zu bedenken, dass die Vernachlässigung einer diesbezüglichen Bildung dazu führe, dass in der digitalen Welt von heute, in der die extremste Bilderflut aller Zeiten in unsere Gehirne einzieht, auf eine Basis stößt, in der keine Erziehung im Sehen stattgefunden hat. Ein kleiner Ansatz in die richtige Richtung seien diesbezüglich vielleicht das „biling“ und natürlich die museumspädagogischen Aktivitäten an diversen Kunstorten.

Dabei sei das Niveau in Sachen zeitgenössischer bildender Kunst nach dem Zweiten Weltkrieg in Tirol durch die Arbeit des Französischen Kulturinstituts auf einem Niveau gewesen, das ös-



Das junge Galeristenpaar 1987 mit Max Weiler in dessen Atelier, 1987

Foto: Galerie Elisabeth & Klaus Thoman

terreichweit einzigartig war. Da seien Grundlagen gelegt worden, die man mit Leichtigkeit auf diesem Level hätte halten können, glaubt Elisabeth Thoman. Was versäumt wurde, auch wenn engagierte Kunstvermittler wie Peter Weiermair oder Initiativen wie das Forum für aktuelle Kunst oder die Taxisgalerie und einige Galeristen gemeinsam mit den vielen Künstlern im Land in den 1970er- und 1980er-Jahren eine höchst lebendige Kunstszene im Land entstanden ließen, die auch für die jungen Thomans stimulierend gewesen ist.

„Meine Eltern haben sich meinen Plänen nie in den Weg gestellt“, sagt Elisabeth Thoman, auch wenn sie sich noch sehr gut daran erinnern kann, dass ihr Vater ein Jahr vor seinem Tod 2002 zu ihr gesagt hat, er sei sich nie sicher gewesen, dass ihr Mann die inzwischen fünfköpfige Familie „mit dieser Sache“ auch wirklich ernähren kann. Obwohl damals die Basis für junge Galeristen wesentlich günstiger gewesen sei als heute, sagt Elisabeth Thoman. Es sei so ungeheuer schwer geworden, einen kontinuierlichen eigenen Weg in diesem Bereich zu finden und angesichts des überbordenden Eisbergspitzen-Kunstmarkts mit einer persönlichen Qualitätsauswahl ein Auskommen zu finden. Ohne viele Lehrjahre bei internationalen Galerien und Museen und entsprechendem Startkapital brauche man es gar nicht erst versuchen, glaubt die Galeristin.

Eine Triebfeder ihrer Arbeit war für Elisabeth Thoman von Anfang an auch immer das Bedürfnis, Kunst zu besitzen. Weshalb sie aus den von ihnen gemachten Ausstellungen immer das eine oder andere Werk angekauft haben. „Wir haben immer nur das ausgestellt, was uns selbst interessiert hat“, wobei sie und ihr Mann sich kontinuierlich weiterentwickelt, aber auch – jedenfalls in kommerzieller Hinsicht – so manche Fehler gemacht hätten. Von Anfang an haben sie mit den Besten der Besten in ihrer Umgebung gearbeitet, von Anton Tiefenthaler über Max Weiler, Markus Prachensky und Arnulf Rainer, Siegfried Anzinger, Florin Kompatscher, Julia Bornefeld und Carmen Brucic bis zu Maria Brunner, Michael Kienzer und Walter Pichler, Thomas Feuerstein und Bruno Gironcoli. Ergänzt durch internationale Positionen genauso wie mehrteilige Thementausstellungen etwa *Sculptura* bzw. *Pittura Austrae* und *Malerei 80* oder *Thema Zeichnung* und *Landart*. Gern erinnert sich Elisabeth Thoman in diesem Zusammenhang an Bruno Mocchi, den langjährigen Leiter des Italienischen Kulturinstituts in Innsbruck, durch dessen sehr offene Gangart in Sachen zeitgenössischer Kunst die wichtigsten Künstler seiner Zeit den Weg nach Tirol gefunden haben. Ausstellungen von Emilio Vedova oder Lucio Fontana konnten durch Mocchis Vermittlung in der Galerie Thoman gezeigt werden, was heute undenkbar wäre. Und die EU fülle diese Lücken leider in keinsten Weise, bedauert Elisabeth Thoman. Alle Versuche, über diese Schiene gemeinsame Projekte aufzuzäumen, scheiterten an einem nahezu unbewältigbaren bürokratischen Hürdenlauf, weiß sie aus ihrer Zeit als Leiterin des Kunstraums Innsbruck.

Beispielgebend sei, wie in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg die zeitgenössische Kunstszene durch die Politik



Elisabeth Thoman mit John M. Armleder in dessen Ausstellung „Sunny side up, over easy and soft boiled“ 2009 in der Innsbrucker Galerie Thoman

Foto: Galerie Elisabeth & Klaus Thoman / Jorit Aust

regelrecht gepusht worden sei. Amerikanische Museen seien durch den von den Goetheinstituten mit großem Verve betriebenen Einsatz voll mit Werken von Richter, Baselitz, Polke und Penck. „Wir in Österreich haben uns dagegen auf unserem traditionellen Kulturstock ausgeruht anstatt die Zeitgenossenschaft in den Fokus zu rücken“, sagt Elisabeth Thoman.

Dabei brauche die Gesellschaft das Potential des anders als 99 Prozent der Bevölkerung denkenden kreativen Menschen unbedingt. „Und wenn wir uns nicht darum kümmern, dass dieses Potential arbeiten, Kunst entstehen kann, Gedanken formuliert werden und wir als Gesellschaft daran teilhaben können, dann beschneiden wir uns unserer größten Zukunftshoffnungen.“ Dabei mache sich eine latente Endzeitstimmung breit, „überall läuten die Alarmglocken, die Welt wird sich komplett verändern, wir können uns auf unseren gewohnten Grundlagen nicht ausruhen“, glaubt Elisabeth Thoman. Und es sei nicht auf ihrem Mist gewachsen, dass man sich gerade in diesen Zeiten jene Menschen anhören müsse, die anders als alle anderen sind, eben die prinzipiellen Querdenken, wie es viele Künstler seien.

Ihre Arbeit als Galeristin sei sehr pragmatisch, sagt Elisabeth Thoman. Zentraler Teil ist die kontinuierliche, über Jahre entwickelte Zusammenarbeit mit Künstlerinnen und Künstlern, derzeit rund 40. Was mit sich bringe, dass man es sich sehr genau überlege, sich auf neue Positionen einzulassen. Obwohl das natürlich ungeheuer spannend und auch unbedingt notwendig sei. Bei diesem Input werde sie von ihren Kindern, besonders von ihrem jüngsten Sohn Maximilian unterstützt, der sich im absolut Neuen besten auskenne. Ob er einmal in ihre Fußstapfen treten wird, sei allerdings völlig offen. Dass ein Leben ohne Kunst für ihn unmöglich ist, sei allerdings ganz klar. In welcher Form auch immer.

Ganz wichtig ist Elisabeth Thoman ihre Sammlung zeitgenössischer Kunst, die in mehr als 40 Jahren zusammengekommen ist. Nicht zuletzt durch die Verzögerung des Erfolgs von Künstlern, auf die sie und ihr Mann gesetzt haben. „Die besten Kunden der Künstler waren immer wir selber“, lacht die Galeristin. Was sich letztlich als gutes Investment herausgestellt habe. Viele der von ihnen gesammelten Arbeiten seien Schlüsselwerke, die am Kunstmarkt auch entsprechende Preise bringen würden. Gelegentlich werde auch etwas aus der Sammlung verkauft, gibt Elisabeth Thoman zu, das Unternehmen müsse schließlich weiterwachsen, die Mitarbeiter und Mieten müssen bezahlt werden.

2011 haben die Thomans neben ihrer Innsbrucker Galerie eine weitere in bester Wiener Innenstadtlage eröffnet. Denn das Arbeiten in der Kunstprovinz habe „schon etwas Exotisches“, so Elisabeth Thoman. Es sei ihnen längst klar gewesen, wie wichtig es ist, an einem Ort präsent zu sein, wo es einen größeren Kunstmarkt gibt. Überlegungen, nach Mailand, Zürich, München oder Paris zu expandieren, wurden angestellt, geworden ist es dann aber doch Wien. Nicht zuletzt deshalb, weil viele „ihrer Künstler“ in Wien leben und arbeiten. Deren Druck mit den Jahren immer stärker gewor-



Elisabeth und Klaus Thoman mit Jannis Kounellis bei der Eröffnung seiner Ausstellung 2009 in der Innsbrucker Galerie Elisabeth & Klaus Thoman

Foto: Galerie Elisabeth & Klaus Thoman



Elisabeth Thoman in der Ausstellung „curated by Michael Scott Hall: Jürgen Klauke 1970&2010 KÖRPER-KUNST KUNSTKÖRPER“, 2012 in der Wiener Galerie von Elisabeth und Klaus Thoman

Foto: Galerie Elisabeth & Klaus Thoman

den sei, in Wien eine Galerie zu eröffnen. Werde man doch letztlich erst ernst genommen, wenn man dort einen Standort habe.

Seit Jahren ist die Galerie Thoman bei großen internationalen Kunstmessen mit dabei, wobei deren Wichtigkeit im Vergleich zu den 1980er-Jahren heute sehr überschätzt werde, glaubt Elisabeth Thoman. Diesbezüglich sind ihrer Meinung nach in der Vergangenheit große prinzipielle Fehler begangen worden, indem Messeauftritte der Galerien von der Wirtschaftskammer nicht mehr finanziell mitgetragen werden, was die Präsenz österreichischer Künstler auf dem Weltkunstmarkt praktisch zum Erliegen gebracht hat. Mit fatalen Konsequenzen für die Künstler daheim.

Auch in österreichischen Museen vermisst Elisabeth Thoman Kuratoren, die das Potential heimischer Kunst erkennen, entsprechend repräsentativ museal aufbereiten und an die Welt weiterreichen. Wobei die Galeristin hofft, dass sich diesbezüglich die Praxis zum Guten wendet. Eine große Freude ist es für sie, dass es in Bälde eine repräsentative Einzelausstellung des von ihnen seit Jahrzehnten vertretenen Bruno Gironcoli im Wiener Mumok geben wird, die nach Belgien weiterwandern wird. Aber auch die Frankfurter Schirn-Kunsthalle plant für 2019 eine große Gironcoli-Schau. Erfreulich sei auch, dass die Ausstellung von Thomas Feuerstein in der Innsbrucker Taxisgalerie vom Frankfurter Kunstverein übernommen wurde, um anschlie-

ßend nach Shanghai weiterzugehen. Noch immer wartet die Galeristin allerdings auf eine große Brandl-Ausstellung in einem österreichischen Museum, die dann in die Welt hinausgeht.

Den Grund, warum das so zäh ist, ortet Thoman darin, dass der Blick nach außen immer glorifiziert, während das, was man im Land hat, eher geringgeschätzt wird. Wahrscheinlich Ausdruck des traditionellen österreichischen Minderwertigkeitskomplexes, vermutet die selbstbewusste Tirolerin. Denn „unser Fokus auf österreichische Produktionen hat absolut nichts mit Nabelschau zu tun“, so Elisabeth Thoman, sondern mit der Fähigkeit, die Qualitäten in der Nachbarschaft zu erkennen.

Für Elisabeth Thoman gehört wirtschaftliches Denken zum Galeristendasein dazu. Da sei es nicht schlecht, dass sie aus einem Unternehmerhaushalt komme, bei dem bei jedem Essen über das „Geschäft“ geredet wurde. Aber die Liebe zur Kunst sei schon so stark, dass es glücke, diesen Seiltanz erfolgreich zu meistern. Wobei ihr Optimismus durch die aktuelle wirtschaftliche Entwicklung gestärkt wird. Die Menschen hätten wieder Vertrauen in die Zukunft, das Haben von etwas außerhalb des unmittelbaren Konsumanspruchs habe wieder Gewicht. Zwischen 2008 und 2014 sei das Galeristendasein dagegen unglaublich schwer gewesen. Nicht nachzulassen in der Programmatik, im Ausstellungsmachen und Publizieren und trotzdem wirtschaftlich zu überleben, sei ein wirklicher Spagat gewesen, so Elisabeth Thoman. Denn selbst mit einer potenten Sammlung im Rücken ließen sich nicht zuletzt aus dem Verantwortungsgefühl den Künstlern gegenüber solche Durststrecken nur schwer überstehen. Könne man den Markt eines Künstlers doch nicht beschädigen, indem man seine Werke unter ihrem eigentlichen Wert verschleudert.



Elisabeth Thoman und Franz West bei der Besprechung der Ausstellung „Franz West: Die Alusculptur“ im Frühling 2000 im Schlosspark Ambras
Foto: Galerie Elisabeth & Klaus Thoman

Zwischen 1996 und 2003 hat Elisabeth Thoman als Gründungsdirektorin den von der Stadt Innsbruck und dem Land Tirol subventionierten Kunstraum Innsbruck als wichtige Plattform für zeitgenössische Kunst geleitet. Das sei für sie eine große Herausforderung gewesen, habe aber viel Kraft gekostet und keinen Raum mehr für die Galerie gelassen. Habe ihr allerdings wichtige Einblicke in institutionelles Arbeiten gebracht genauso wie Kontakte mit großen Künstlerinnen und Künstlern, Kuratoren und Museen.

Sie könne sich nach wie vor keinen schöneren Beruf vorstellen, sagt Elisabeth Thoman. Auch wenn er einen langen Atem brauche. Sie und ihr Mann hätten sich immer primär auf ihr Gespür als die Summe von Augen, Bauch, Hirn und Wissen verlassen, so die Galeristin, während sie Kunstmoden tunlichst aus dem Weg gegangen seien. Sinn mache es nur, sich auf das zu verlassen, wovon man selbst zu 100 Prozent überzeugt ist. Und dadurch, dass sie zu zweit sind, kämen immerhin zwei Bildwelten, zwei Wahrnehmungsweisen zusammen. Auf die Frage, ob sie in der Einschätzung von Kunst mit ihrem Mann immer einer Meinung ist, sagt Elisabeth Thoman, dass sie bei getrennten Wegen durch Messen letztlich immer das selbe gesehen hätten, auch wenn sie selbst vielleicht noch lieber als ihr Mann ganz in die Aktualität gehe. „In Sachen Kunst haben wir jedenfalls wenig Anlass zum Streiten“, lacht Elisabeth Thoman.

Elisabeth Thoman hat, wie schon erwähnt, drei Söhne im Alter zwischen 27 und 34 Jahren. Sie sind von Kunst und Künst-

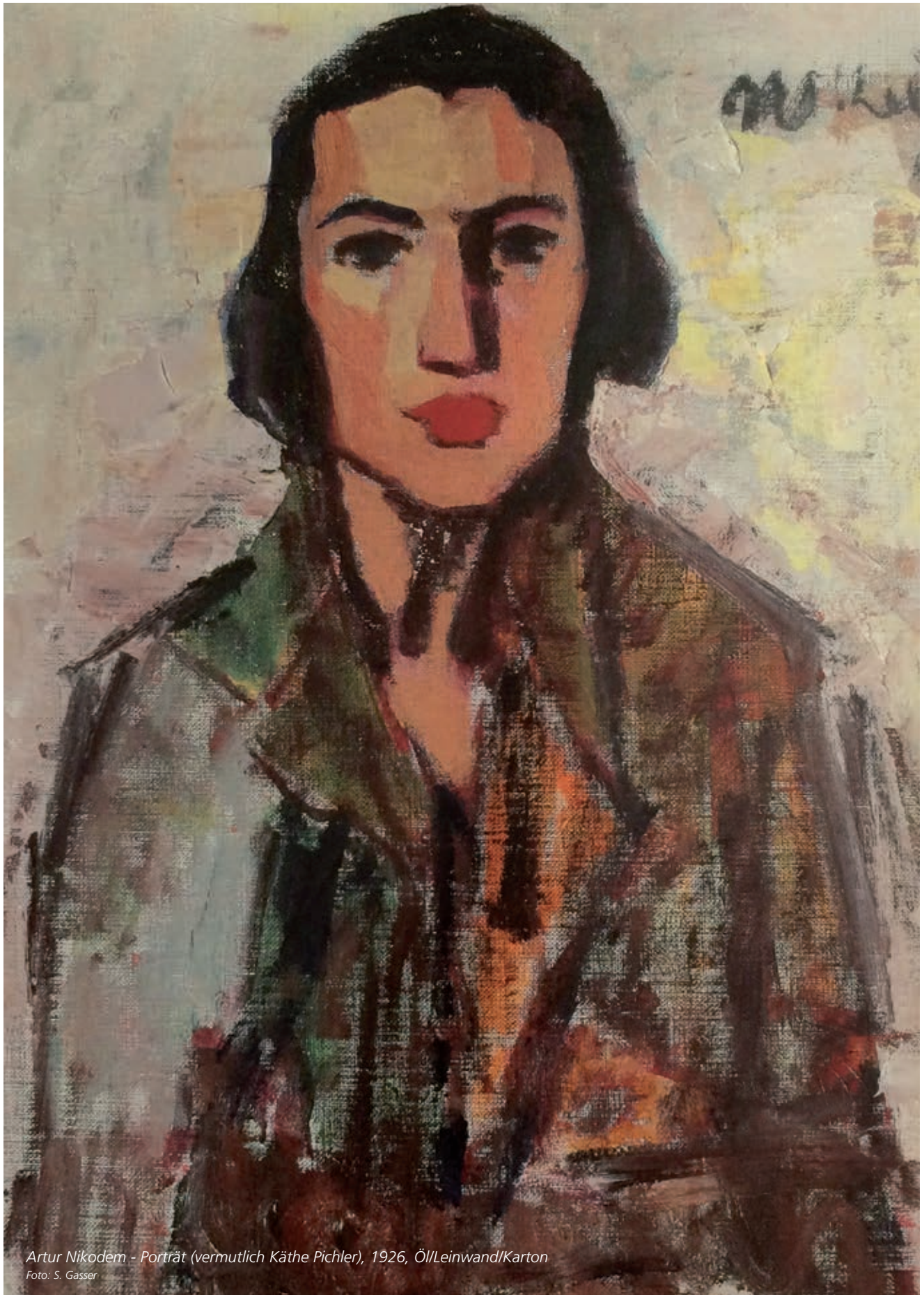
lern umgeben aufgewachsen, was ihnen eine große Freiheit im Kopf eingebracht habe. Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen, sei aber natürlich nicht immer einfach gewesen. „Mit einem anderen Mann als meinem wäre das alles wahrscheinlich nicht gegangen“, ist Elisabeth Thoman überzeugt. Dazu hatte sie immer eine noch heute sehr rüstige Mutter und ein weites familiäres Netzwerk im Hintergrund. Ihre Berufstätigkeit habe ihre Kinder sehr früh selbstständig gemacht, ihnen sicher nicht geschadet, wie man heute sehe. Ganz im Gegenteil: Sie seien heute drei junge Männer, die gern kochen und sich ihre Knöpfe selbst annähen, so die stolze Mutter.

Über die Zukunft ihrer Galerie macht sich Elisabeth Thoman keine Sorgen. Sie sei inzwischen eine anerkannte Marke, die, wenn sie und ihr Mann einmal nicht mehr wollen oder können, jemand Geeignetem zu übergeben kein Problem sei. Und das müsse keines ihrer Kinder sein. Über die öffentlichen Anerkennungen, mit denen das Galeristenehepaar in den vergangenen Monaten in Wien und Tirol regelrecht überhäuft worden ist, freut sich Elisabeth Thoman natürlich. Noch viel mehr freut sie allerdings das große Vertrauen, das ihr und ihrem Mann von Künstlern, Institutionen und Sammlern entgegengebracht wird.



Johannes Wohnseifer, Dr. Beate Ermacora und Elisabeth Thoman mit Julia Bornefeld im Hintergrund in Johannes Wohnseifer Ausstellung „Warum ich Amerikaner bin“ 2015 in der Innsbrucker Galerie Thoman

Foto: Galerie Elisabeth & Klaus Thoman



FRAU UND KUNST(ANSICHTEN) – ZU DEN EIGENHEITEN WEIBLICHER PORTRÄTS

Simone Gasser

In der Geschichte der Malerei gehört die Darstellung der menschlichen Figur zu den ältesten Motiven. Der Kopf als charaktergebender Teil des Körpers wurde jedoch erst in der späten Klassik und der Neuzeit detailgetreu dargestellt. Selbstverständlich wird erwartet, dass das Porträt einer Person auch eine gewisse Ähnlichkeit mit der bzw. dem Dargestellten aufweist. Heute, im digitalen Zeitalter, erfolgt die Verbreitung von „Selfies“ z.B. via Instagram etc. sekundenschnell. Jedes Gesicht inklusive jeder Stimmung der jeweiligen realen Person präsentiert sich dank der modernen Medien fast im Moment der Aufnahme – ob natürlich oder digital manipuliert, jedenfalls sehr schnell und eigentlich „world wide“.

Die Geschichte der Porträtmalerei zeigt auf, dass die Bildnistreue nicht in allen Epochen üblich war. Ausschlaggebend für die Art der Darstellung der abzubildenden Person waren der gesellschaftliche Rahmen sowie das jeweils gültige Menschenverständnis. Tugenden, Verdienste und Idealisierung darzustellen hatte meist oberste Priorität.

Eine kurze Geschichte der Porträtdarstellung

Um die verstorbene Person über den Tod hinaus lebendig zu sehen, wurden Porträts der Verstorbenen an Grabplastiken angebracht - dargestellt und ewig präsent im Guten wie im Bösen.

Individuelle Bildnisse sind im frühen Christentum aufgrund der Ablehnung jeglicher Bildlichkeit nicht vorhanden. Das menschliche Abbild tritt nur als ‚Gottesebenbildlichkeit‘ auf.

Im Spätmittelalter lässt sich eine überwiegend formelhafte Darstellung nicht verleugnen, erst nach 1300 beginnt in der Porträtmalerei eine neue Entwicklung. Nun werden abzubildende reale, also identifizierbare Personen in historischer als auch sakraler und mythologischer Verkleidung - oft überhöht - dargestellt. Die Anwesenheit der Herrscher, meist als demütige Stifterfigur gezeigt, musste noch durch das Porträt eines Heiligen gewährt werden.

Erst in der Renaissance wurde der Mensch als selbständiges Wesen angesehen und somit konnte im Bürgertum das Porträt sich in den privaten Räumen der Bürgerinnen und Bürger verbreiten. Die Abbildung erfolgte ganz natürlich, war es doch so, dass Schönheit und Hässlichkeit als ästhetische Kategorie bis ins 15. Jahrhundert noch gar nicht existierten. Eine Normvorstellung von Schönheit und körperlichem Ideal entstand erst, als italienische Künstler Studien zur Proportion durchführten.

Die neue Norm wurde der Unvollkommenheit der Natur gegenüber gestellt; als klug galt die Schönheit, als dumm die Hässlichkeit.

Zeitgleich entwickelte sich in der Porträtmalerei die Aufnahme des psychologischen Momentes in das Bild. Die seelische Befindlichkeit der abzubildenden Person wurde jedoch nicht analysiert dargestellt. Um die Deutung schwieriger zu machen, wurden die Porträtierten geheimnisvoll und rätselhaft dargestellt.

Leonardo da Vinci's „Mona Lisa“ mit ihrem berühmten - und vielfach wissenschaftlich analysierten Lächeln - (Öl / Holz, 1503/1506) ist wohl das bekannteste Beispiel dafür.

Schauen wir uns das Gemälde „Laura“ von Giorgione an, gemalt 1506 (Öl / Leinwand) und im Kunsthistorischen Museum in Wien zu sehen: der in Venedig tätige Giorgione malte wohl nur zwei weibliche Bildnisse - jenes der Alten „La Vecchia“ und „Laura“, benannt nach der hinter ihr abgebildeten Pflanze.



Giorgione - „Laura“, 1506, Öl/Leinwand
Foto: S. Gasser



Tizian - „Violante“, um 1510/15, Öl/Holz
Foto: S. Gasser

Dieser Lorbeer sowie die halbentblößte Brust führen zu widersprüchlichen Deutungen der Porträtierten. Mag es sich bei der jungen Frau um die Geliebte des Dichters Petrarca handeln? Wird somit eine Art Wettbewerb zwischen Malerei und Poesie dargestellt? Bedeutungs- und geheimnisvoll ist das Gemälde jedenfalls.

Ein gemaltes Porträt ist nie eine Momentaufnahme, meist wird miteinbezogen, dass die oder der Porträtierte bestrebt ist, etwas über sich mitzuteilen, d.h. mehr als nur den Körper von sich zu zeigen. Attribute, Räume, die Kleidung und Körperhaltung bieten die Möglichkeit, die Position in der Gesellschaft, die Bildung oder auch Wertvorstellungen, oft auch Verdienste oder Tugenden, zu präsentieren. Porträtierte Frauen wurden im 16. Jahrhundert fast ausschließlich über ihre Tugenden definiert.

Ein weiteres Damen-Porträt jener Zeit stammt von Tizian: „Violante“, um 1510/15 (Öl / Holz), zu sehen im Kunsthistorisches Museum in Wien.

Dieses wichtige Beispiel der in Venedig im 16. Jahrhundert so beliebten Bildnisse der „belle donne“ zeigt eine junge Frau, benannt nach dem Veilchen in ihrem Dekolleté „Violante“. Bezeichnend für den Frühstil Tizians sind die teilweise sehr feine Pinselführung und die Durchzeichnung der Details.

In der Geschichte der Porträtmalerei beschäftigt sich ein großes Kapitel mit Künstlerselbstbildnissen. In der Renaissance steigert sich das Ansehen der Maler als Künstler und das neue Selbstbewusstsein wird zum Ausdruck gebracht. An dieser Stelle sei anzumerken, dass weibliche Künstler, also KünstlerInnen, geschichtlich gesehen viel später als solche angesehen wurden und somit auch erst später angeführt werden können.

Ihren Höhepunkt erreicht die Porträtmalerei im 16. und 17. Jahrhundert. Neben Tizian, El Greco, Velázquez zählten Frans Hals, Rubens und Rembrandt zu den großen Schöpfern meisterhafter Porträts. Durch Rembrandt kam diese Kunstgattung nun endgültig im bürgerlichen Bereich an. Nach dem Reformatoren Bildersturm 1566 war die Kirche als Auftraggeber fast vollständig entfallen, Aufträge für Porträts der bürgerlichen Gesellschaft stärkten das Bewusstsein der Auftraggeber.

Im Schloss Ambras in Innsbruck ist das Porträt eines anonymen deutschen Meisters, gemalt um 1557, zu betrachten:

Es zeigt *Philippine Welser*, Tochter einer Augsburger Kaufmannsfamilie, mit welcher der Tiroler Landesfürst Ferdinand II. von Habsburg 1557 eine morganatische Ehe einging. Philippine Welser geb. vier Kinder, nur zwei Söhne erreichten das Erwachsenenalter.

Durch den Standesunterschied musste die Ehe geheim gehalten werden. Das Bildnis zeigt die etwa 30-jährige Philippine. Die Nelken im Hintergrund sind ein Hinweis auf die heimliche Verlobung mit Erzherzog Ferdinand II.



Anonymer deutscher Meister – Porträt Philippine Welser, um 1557, Öl/Leinwand
Foto: S. Gasser

Das Porträt der Königin Maria Theresia (ein Teil des Doppelporträts, der zweite Teil zeigt Franz I. Stephan) malte Jean Etienne Liotard 1782, Pastell auf Pergament. Zu sehen ist dieses Bildnis in der Albertina, Wien.

Maria Theresia (1717-1780) zählt zu den am häufigsten dargestellten Habsburgerinnen: Porträtiert alleine oder gemeinsam mit ihrer Familie, ihrem geliebten Gatten und den zahlreichen Kindern; auf Gemälden, Stichen oder Münzen.

Maria Theresia wollte sich nicht selbst inszenieren, die Aufträge für ihre Bildnisse stammten daher nicht von ihr: zum ersten Mal erschien eine Frau am Thron und das Repräsentationsverhalten änderte sich. Somit änderte sich auch die Arbeit der Künstler. In sakralem Gewand zeigte sich Maria Theresia häufig auf Kupferstichen und Holzschnitten im Bereich der „Volkskunst“. Auf Gemälden wurde die Kaiserin als starke Frau gezeigt und wurde somit zur „Landesmutter“ stilisiert. Nach dem Ableben von Franz I. Stephan 1765 zeigte sich die Kaiserin nur noch in Trauerkleidung und in Folge auch dementsprechend porträtiert. Dadurch wurde sie zu einer politischen und gleichzeitig emotional-lebensnahen Symbolfigur.

Eine weitere Art der Porträtdarstellung gekrönter Häupter zeigt sich auf dem *Ranftbecher* von *Gottlob Samuel Mohn*. In Transparentmalerei und Gold auf farblosem Glas, entstanden 1816, zeigt sich das Porträt der *Kaiserin Karoline Auguste von Österreich*. In einem goldgerahmten Medaillon aus farblosem Glas wird das Brustbild der vierten Frau von Franz II. (1768-1835, Römisch-Deutscher Kaiser, Kaiser von Österreich) dargestellt, entstanden wohl im Jahr der Vermählung. Dem Porträt gegenüber zeigt sich ein Monument mit Kaiserkrone und zwei Greifen, welche eine Girlande halten. Die Inschrift „Caroline Auguste“ ist im Denkmal erkennbar. Der Becher befindet sich in den Sammlungen des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum.

Nach einigen interessanten Damenporträts aus verschiedenen Epochen kann nun ein Selbstporträt einer Künstlerin präsentiert werden. Das 1869 entstandene „*Selbstporträt in Lechtaler Tracht*“ stammt von *Anna Stainer Knittel* und befindet sich heute im Museum Grünes Haus, Reutte. Die Großnichte von Josef Anton Koch wurde 1841 in Elbigenalp geboren und gilt als Porträt- und Blumenmalerin. Zur Legende wurde sie, nachdem ihr Leben als Grundlage für den Heimatroman „Die Geierwally“ von Wilhelmine von Hillern diente - gilt Anna Knittel doch als Vorkämpferin der weiblichen Emanzipation!

Selbstbewusst als Malerin mit Palette in der Hand steht Anna Knittel in Lechtaler Tracht mit festem Schuhwerk in den Bergen und hält Ausschau. Zu ihren Füßen ein Sonnenschirm sowie ein Strohhut, auf einer Staffelei das Gemälde sowie weitere Malutensilien. Beeindruckend ist die Verbindung einer klassischen Landschaftsdarstellung mit dem stolzen Selbstporträt einer für damalige Verhältnisse sicher nicht „einfachen“, weil selbständigen, Frau.



Jean-Etienne Liotard – Porträt Königin Maria Theresia, 1782, Pastell auf Pergament
Foto: S. Gasser



Nach Josef Ducreux - Maria Theresia als Witwe, um 1765, Öl/Leinwand
Foto: S. Gasser



Gottlob Samuel Mohn - Porträt Kaiserin Karoline Auguste von Österreich, 1816, Transparentmalerei auf einem Ranftbecher

Foto: S. Gasser

Selbstporträts bieten eine wunderbare Möglichkeit, sich der Person und dem Selbstverständnis der KünstlerIn zu nähern. Aus eigenem Interesse heraus produziert und nicht einem Auftrag zu verdanken, erhalten Selbstporträts einen besonderen Stellenwert. Auffallend ist, dass die Künstlerinnen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dem Selbstporträt eine eher untergeordnete Rolle zukommen lassen. Wenn eine Selbstdarstellung stattfand, dann in traditioneller Form – so stellt sich die Künstlerin bei ihrer Arbeit, im Atelier oder im Freien, vor ihrer Staffelei dar.

Im beginnenden 20. Jahrhundert wird eine Verselbständigung von Farbe und Form wahrgenommen. Das reale, wirkliche Abbild wird durch die „moderne“ Malerei verfremdet, Gesichtszüge scheinen unter Masken verborgen zu liegen, im Kubismus werden Gegenstände analytisch zerlegt. Henri Matisse steht für die Vorherrschaft der reinen Farbe ein. Er porträtierte im Jahr 1905 seine Gemahlin Amelie und meinte dazu, er würde keine Frau malen, er male ein Bild!

Die Expressionisten wiederum konzentrierten sich auf die Seele der Dargestellten und wollten diese zeigen, also nach außen kehren.

Gesellschaftliche und politische Wendungen veränderten den Kunstgeschmack und auch den Kunstwillen. So kehrte auch das Hässliche wieder und Porträts zeigten sich den künstlerischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts unterworfen.

Die Entwicklung im Bereich der Fotografie stellte die bestehende und wohl immerwährende Porträtkunst vor neue Herausforderungen. Die Porträtmalerei musste sich von den technischen Reproduktionsformen unterscheiden.

Ein abschließendes Beispiel ist das Porträt „Heidi Kuhn“ von Gerhard Richter, Öl / Leinwand, 1969, Dauerleihgabe in der Albertina Wien.

Das Werk des teuersten lebenden deutschen Künstlers zeigt sich als verwischtes, fotorealistisches Porträt.



Anna Stainer-Knittel – Selbstporträt in Lechtaler Tracht, 1869, Öl/Leinwand

Foto: S. Gasser

Die Geschichte der Porträtkunst mit besonderem Blick auf die Eigenheiten weiblicher Porträts ist im Heute angekommen. Dennoch sollte ein „gestriges“ Zitat des italienischen Dichters und Philosophen Dante Alighieri (1265 – 1321) zum Abschluss erlaubt sein: **„Das Gesicht verrät die Stimmung des Herzens“**



Gerhard Richter – Porträt Heidi Kuhn, 1969, Öl/Leinwand
Foto: S. Gasser

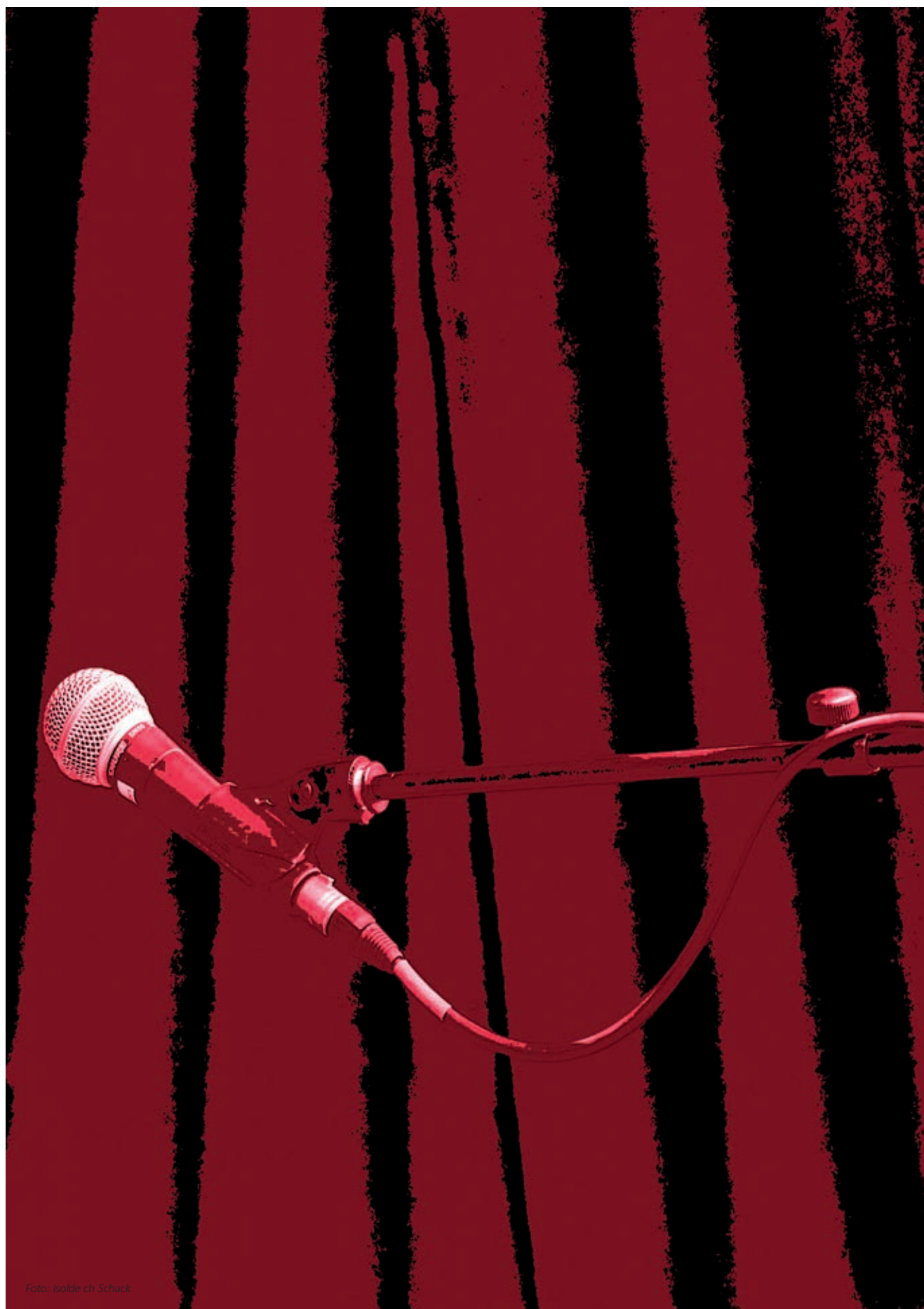


Foto: Isolde ch Schack

FRAUEN SIND LUSTIG, GLAUBT ES!

Der lange Weg auf die Kabarettbühne

Isolde ch Schack

Als Geburtsstunde des Kabarets wird im Allgemeinen der 18. November 1881 angegeben, als Rudolph Salis am Montmartre in Paris sein „Chat Noir“ eröffnete. Sein Vorhaben lautete: „Wir werden politische Ereignisse persiflieren, die Menschheit belehren, ihr ihre Dummheit vorhalten, dem Mucker die schlechte Laune abgewöhnen, und noch vieles mehr.....“

Im Jahre 1901 eröffnete das erste deutschsprachige Kabarett in Berlin und auch die Türen zum ersten österreichischen Kabarett gingen in Wien auf. Felix Salten eröffnete das „Jung-Wiener Theater zum lieben Augustin“. Bedauerlicher Weise erlebte es nur wenige Aufführungen. Erst ab 1906 entstand eine nachhaltige Kabarettszene in Wien. Das Kabarett „Hölle“ wurde eröffnet, sowie in der Ballgasse das Kabarett „Nachtlicht“, das 1907 schloss und als Cabaret „Fledermaus“ neu eröffnet wurde. In der „Hölle“ begann auch Fritz Grünbaums Karriere als philosophierender Conferencier. 1912 eröffnete das noch heute bestehende Kabarett „Simpl“, das als Kellertheater viele Stars dieser Kunst hervorbrachte. Der Begriff „Kleinkunst“ wurde in den 1930er Jahren bewusst eingesetzt, um sich von den reinen Amüsierbetrieben der Cabaret-Etablissements abzugrenzen. Kabarett ist eine Form der Kleinkunst, in der darstellenden Kunst (schauspielerische Szenen, Monologe, Dialoge, Pantomime), Lyrik (Gedichte, Balladen) oder Musik oft in Form der Satire oder Polemik miteinander verbunden werden. Kabarett ist in seiner Motivation gesellschaftskritisch, komisch – unterhaltend und/ oder künstlerisch – ästhetisch. Die Grenzen zwischen Kabarett und Comedy sind fließend. Grundsätzlich steht im Kabarett eher eine pointierte Kritik öffentlicher Ereignisse oder Personen aus Politik und Gesellschaft im Mittelpunkt, während in der Comedy oft eher die komischen Schilderungen von Konflikten mit der eigenen Welt im Vordergrund stehen.

Dass das österreichische Kabarett nach Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg und der Vertreibung und Ermordung der Juden wiederaufstehen konnte, lag daran, dass einige der vertriebenen Kabarettisten zurückkehrten, so z.B. Karl Farkasch 1946, Gerhard Bronner 1948, Armin Berg 1949 und Georg Kreisler 1955. Berg und Farkasch verhalfen dem Traditionskabarett Simpl ab 1949 zu erneutem Erfolg. Die Doppelconferenzen von Karl Farkas und Ernst Waldbrunn sind legendär. Auf dieser Bühne feierten auch ein Maxi Böhm, Fritz Muliär und Heinz Conrads Erfolge.

Eine neue Generation des Kabarets entstand in den 1970er Jahren aus dem Studentenprotest und der alternativen Szene heraus, darunter Lukas Resetarits und Erwin Steinhauer. Ihnen folgte ab Ende der 1980er Jahre eine Welle neuer Kabarettisten, die dem Kabarett bis zum heutigen Tag in Österreich einen Stellenwert als Massenmedium zukommen lassen. Zu den

bekanntesten Vertretern des österreichischen Kabarets der Gegenwart zählen Roland Düringer, Andreas Vitasek, Reinhard Novak, Michael Niavarani, Viktor Gernot usw.. Österreich ist als ein Land mit einem besonderen Humor bekannt. Wie die Briten haben Österreicher den Sarkasmus und den schwarzen Humor als großen Bestandteil der Kultur integriert. Besonders in Wien hat sich eine eigene Kabarettkultur gebildet, die wegen ihren etwas dunklen Ansätzen sehr bekannt wurde. Viele sehen das österreichische Kabarett als einen Spiegel der österreichischen Seele. Verschiedenste Kleinkünstler kombinieren in ihren sozialkritischen, teils auch politischen Programmen Schauspielkunst mit Gesang und Publikumsinteraktion.

Im Zuge dieses Kabarettbooms entstanden vermehrt Spielstätten. Das „Metropol“ oder das „Kabarett Niedermair“ und das „Spektakel“ in Wien, in Linz begann der „Posthof“, in Graz die Kleinkunsthöhle „Hin & Wider“ im Theatercafé und in Innsbruck eröffnete das „Treibhaus“.

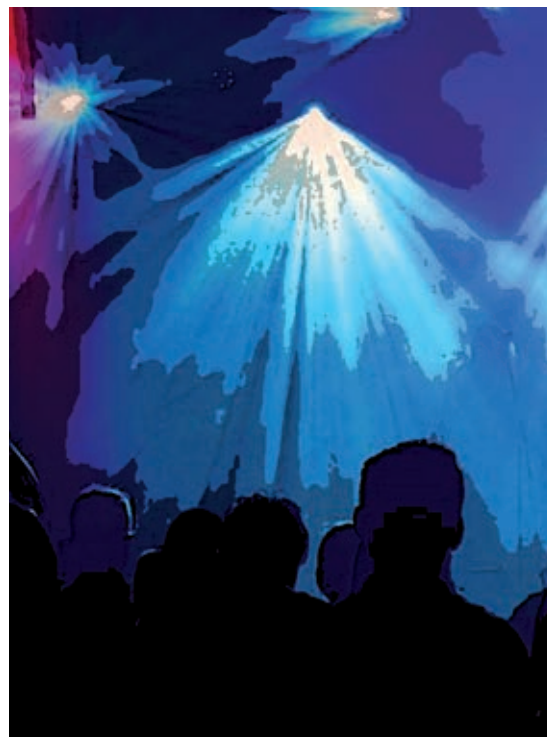


Foto: Isolde ch Schack

Auf den österreichischen Kabarettbühnen finden wir beginnend in den 1980er Jahren auch erstmals Frauen mit eigenen Texten und feministischen Anliegen, wie Marie-Therese Escribano, „Chin & Chilla“ (Barbara Klein und Krista Schweiggel), die „Emmis“ (Emmy Werner, Cornelia Köndgen, Edith Hollenstein u.a.) die „Menubeln“ (Erika Deutinger, Jeanette Tanzer, Eva Dite u.a.) Dolores Schmidinger oder Regina Hofer.

Der Kabarett-Boom scheint bis in die Gegenwart ungebrochen. Doch es stellt sich die Frage, inzwischen sind sehr wohl Frauen auf Bühnen zu finden, aber warum sind sie noch immer stark unterpräsentiert. Die kabarettistische A-Liga ist nach wie vor rein männlich.

Wenn es um Witz, Komik und Satire, um Ironie und Sarkasmus und den Sinn fürs Absurde, um Groteske und höheren Blödsinn in Publizistik, Literatur und Comedy geht, dann dominiert auch 1000 Jahre nachdem Fred Feuerstein zum letzten Mal „Wilma!!!“ schrie und Barney Geröllheimer sein meckerndes Lachen aufsetzte, eindeutig das männliche Geschlecht. Während überall sonst die Frauen auf dem Vormarsch sind und sich die Hälfte des Himmels auf Erden erobern, ist beim Thema Witzigkeit Schluss mit lustig.

Braucht aber wirklich jeder Witz einen Bart? Nein, braucht er nicht. Frauen sind auf dem Weg zur unverschämten Selbstbehauptung. Sie gehen auf die Bühne und erklären die Welt aus ihrer Sicht, immer mehr mit Sendungsbewusstsein und weniger Selbsterklärungsbewusstsein. Ein gravierender Unterschied.

„Freiheit gibt Witz, und Witz gibt Freiheit.“ Meinte der Romantiker Jean Paul, sonst ein sehr ernster Zeitgenosse. Freiheit aber, mithin Witz, gibt es nicht ohne Selbstbewusstsein, ohne Aufklärung und Selbstaufklärung, schon gar nicht ohne Distanz und Selbstdistanz. Dringend erwünscht ist der Mut zum Irrtum, die Chuzpe der unverschämten Selbstbehauptung, die Kunst, sich unbeliebt zu machen. Immer mehr Frauen haben den Mut dazu.

Die Zeit scheint vorbei, in der Humor ausschließlich Männer Sache war und der Philosoph Immanuel Kant den Frauen sogar prinzipiell jeden Humor absprach und behauptete „Lachen ist männlich, Weinen weiblich“. Pardon, was für ein Blödsinn! In Sachen Humor herrscht noch keine hundertprozentige Emanzipation, aber die weiblichen Newcomer in der Kleinkunstszene sind auf einem erfolgversprechenden Weg. Das österreichische Kabarett macht einen Sprung nach vorne, Frauen erobern die Kleinkunstbühnen des Landes und befreien den Humor von Klischees. Künstlerinnen starten mit Programmen, die nicht nur Frauen als humoristische Wesen sichtbar machen, sondern das Kabarett entscheidend verändern. Ihre Programme sprengen Gemregrenzen, die Kleinkunst wird neu definiert, sie gehen neue Wege.

ANITA ZIEHER,¹ die seit vielen Jahren Kabarett macht, sagt: „Humor ist Macht. Frauen mussten es sich erst erobern, sich überhaupt lustig machen zu dürfen. Es war bislang Männern vorbehalten, Dinge zu erklären – klassisches Mansplaining – , laut und sichtbar zu sein, die eigene Stimme zu benutzen, auf der Bühne zu stehen, etwas in der Öffentlichkeit zu wagen.“

Die Leute sollen mitbekommen dass es lustige Frauen gibt und Frauen können besser über sich selber lachen, davon ist **ANDREA HÄNDLER**² überzeugt.

In ihren Programmen verzichtet sie aber auf das ewige Thema



Foto: Isolde ch Schack

vom Unterschied der Geschlechter. Dort spricht sie lieber darüber, was sie wirklich bewegt, denn sie findet das Wichtigste ist authentisch zu bleiben. In „Naturtrüb“ erzählt sie deswegen auch einfach nur von ihrer Entdeckung der eigenen Spießigkeit, mit Kochbüchern und Träumen von Johann Lafer. Und vom Älterwerden, inklusive Hitzewallungen und „Lebensendzeitpartner“ Bärli. Ihr wurde einmal die Frage gestellt: „Haben Frauen einen anderen Humor als Männer?“ Ihre Antwort: „Ja, Frauen haben so einen Galgenhumor. Wir machen uns über uns selbst lustig. Wenn zum Beispiel eine Gruppe von Frauen beisammen steht – weil wir, keine Ahnung – Gwand probieren oder irgendsowas – und jetzt kommen wir nicht in die Hosen rein, dann wird daraus kein großes Drama gemacht. Ich schau in den Spiegel und nehm's mit Humor. Ich finde ja, Frauen haben mehr Humor. Die können über sich selber viel besser lachen. Das ist halt nun mal so.“

Die aktiven Kabarettistinnen haben heute profunde Ausbildungen in Schauspiel und Gesang, viele sind hochmusikalisch und auch ein politisches „Wollen“ ist spürbar. Es geht nicht mehr darum wer besser einparken kann, sondern um Inhalte. Auch heiße Themen finden ein weibliches Sprachrohr.

Da fällt mir sofort ein Name ein: **BARBARA BALDINI**,³ die Sexkabarettistin.

Die Vorarlbergerin Barbara Baldini bewegt mit ihrem Sexkabarett. Hinter ihrem Erfolg steht eine bemerkenswerte Lebensgeschichte. Sie wollte, sagt Barbara, nur einen Vortrag halten. Um mit den Mythen aufzuräumen – wie jenem, Pornografie sei echt. Im Anschluss gratulierte man der Sexualpädagogin zum gelungenen Kabarett, Baldini war verblüfft. Und füllt seither

mit ihrem unbefangenen Vorarlbergerisch einen Veranstaltungsort nach dem Anderen. Dass sie lustig ist, verbreitet sich über Mundpropaganda, inzwischen gehört sie, an den Besucherzahlen gemessen, zu Österreichs erfolgreichsten Kabarettisten.

Aufklärungsarbeit im kabarettistischen Sinne leisten auch „Vaginas im Dirndl“:

ANNA ANDERLUH, URSULA BAUMGARTNER und **SINA HEISS** (aus Tirol) spielen im Dirndl rund um das weibliche Geschlechtsorgan und die weibliche Sexualität. Ganz im Sinne des alpenländischen Gstanzlsingens werden die nicht ganz jugendfreien Themen lustig verpackt und mit so manchem Jodler verziert. Fragen, die Frau (und Mann) sich oft nicht zu stellen trauen oder Themen, für die wir – leider immer noch zu oft – nicht die richtigen Worte finden, werden von dem Trio enttabuisiert. Es entsteht ein herrlich komischer Musikkabarett-Aufklärungsabend für Erwachsene, zum Lachen, Staunen, Nachdenken und Mitfühlen.

Wer ist die lustigste Tirolerin seit Hansi Hinterseer? **NINA HARTMANN**,⁴ sagt Michael Niavarani. Und Nina Hartmann sagt: „Wer mein Selfie liked der mag mich, aber wer sein Selfie liked, der mag sich. Also: Hoch den Daumen! Umarmen Sie sich. Geben Sie sich ein like. Es ist schön,



Foto: Isolde ch Schack

dass es Sie gibt. Und noch viel schöner natürlich, dass es mich gibt, und dass es für jede Emotion den passenden Smiley gibt. Schön dass es noch echte Gespräche gibt, und dass es zur Not dann immer noch Facebook gibt. Und dass es für alles eine What's app Gruppe gibt. Schön, dass es Freundschaft zwischen Mann und Frau gibt, und dass es die Pille danach gibt. Und, dass es blindes Vertrauen gibt und dass es für die Tastensperre einen Pin-Code gibt. Schön, dass es immer weniger Vorurteile gibt und dass es auch lustige Männer gibt. Schön dass es nichts gibt, was es nicht gibt."

NADJA MALEH,⁵ die Tochter eines Syrers und einer Tirolerin startete ihre Solokarriere, weil sie nicht länger kellnern wollte und begann eigene Texte zu schreiben, weil ihr fremde nicht munden wollten. Hier sei eine Pressestimme zu ihrem Programm „Placebo“ zitiert:

"Wer's glaubt, wird selig! Wer's nicht glaubt, auch! Placebo – ein Scheinmedikament ohne Wirkstoff, das dennoch wirkt. Aber warum? Macht ihr Kopf, was Sie wollen oder was man von ihm erwartet? Werden wir auch in Zukunft hinters Licht geführt oder geht es uns endlich auf?"

Ganz junges Kabarett ohne Maulkorb: **LISA ECKHART**⁶

Sie kommt aus der Poetry-Slam-Szene, nimmt sich kein Blatt vor den Mund und mit Performance und bitterbösen Texten, „so gnadenlos wie der Katholizismus und so wortgewandt wie eine Nationalratssitzung“, tritt Lisa Eckhart vor das Kabarettpublikum. Die 22-jährige Steirerin ist bereits eine Berühmtheit im deutschsprachigen Raum. Sie sieht Kabarett wie einen Dichterwettstreit, eine „moderne Form des Gladiatorenkampfes“ ... „nur leider nicht so brutal, mit den Verlierern passiert nichts!“. Auf den Bühnen des sogenannten Poetry-Slams, bei dem das Publikum das Gebotene bewerten darf, ist sie groß geworden. Auf einige Fragen, ihre Antworten:

Wie reagiert das Publikum auf dich?

Irgendwie verstört. Aber es scheint auch, dass ich eine Sehnsucht treffe. Und da ist ein Feuer, ausgebrochen nach langer Zeit.

Wie fühlt sich das an?

Berauschend! Ich habe gemerkt, ich gehe auf die Bühne, komme wieder runter – und kann nicht sagen, was dazwischen passiert ist. Es war eine gewisse Bewusstlosigkeit, aber ich wusste: Das war jetzt echt! Es hatte Wahrheitsgehalt, was da oben passiert ist.

Wie entstehen deine Texte?

Das hat nichts Romantisches. Ich hasse vermeintliche Literaten, die plötzlich der Himmel inspiriert. Ich habe keinen Musenkuss. Ich setze mich hin, geißle mich, rauche eine Packung Zigaretten und sage mir: Jetzt schreib, du faule Sau! Es ist also mehr ein Zwingen. Und was ich schreibe, ist das, was ich ger-



Foto: Isolde ch Schack

ne lesen und hören würde, was mir die Literatur nicht gegeben hat. Ein zur Schau gestellter, aber sehr ernst gemeinter Größenwahn.

Immer noch steht im Raum, Männer und Frauen lachen nicht über die gleichen Witze?

Forscher beschäftigen sich mit dem Thema und behaupten Männer mögen aggressiven Humor und grenzen sich dadurch von ihrem Umfeld ab. Frauen bevorzugen eher den beiläufigen Scherz, wollen aber Männer die sie zum Lachen bringen.

Was passiert aber jetzt, wenn das Traumpaar der Kabarettszene **MONICA WEINZETTEL**⁷ und **GEROLD RUDLE** – auf der Bühne stehen, gemeinsam? Wieder wird mit Vorurteilen aufgeräumt und wir lachen gemeinsam über „Drama Queen & Couch Potato“. Sie treffen in ihrem Programm jede Menge unisex wunder Punkte:

Es tut der Seele nicht gut, wenn die konsumrelevanten Perspektiven plötzlich einen Urlaub im Schwarzwald vorsehen und der sehr nette, junge A1 Verkäufer ein Seniorenhandy über den Tresen schiebt. Als nächstes warten ein Segway-Rollstuhl, der Rollator-Shopper und die Smartwatch mit Blindenschrift, doch dafür ist man noch zu jung. Mit einem Schlag (in die Magengrube) ist man angekommen im Nirvana zwischen Baby Boomer und Späterwerbsphase. Was nun? Ganz einfach, man hat ja immer die Wahl. Also macht sie ein Drama draus und er schaut Fussball und isst Chips. Und schon ist die Welt wieder gut.

Und dann ist es soweit. Die grenzüberschreitende, komödiantische und öffentliche Vereinigung des neuen Kabarett-Duos auf den Bühnen des Landes nimmt seinen Anfang. **MONIKA GRUBER** und **VIKTOR GERNOT**⁸ tun sich zusammen und vereinigen zwei Positionen und Sichtweisen, die zum Einen überraschend übereinstimmend und zum Anderen unvorhersehbar weit voneinander entfernt sind. Und genau das reizt ungemein. Kein Wunder. Ist sie doch eine so g'scheite und starke Persönlichkeit, erwartet in Bälde ihre besten Jahre und besitzt eine Redegabe, die manche sogar als überaus gefährliche Waffe bezeichnen. Und ist er doch der typische Fifty So-

mething mit den Umgangsformen der alten Schule, der sich selbst seit jeher als Frauenverstehender sieht, was sonst aber niemand bestätigen könnte. Und was in ihrem Programm erstunken und erlogen ist, und was nichts als die reine Wahrheit ist, muss das Publikum selbst herausfinden.

Humor ist also auf dem besten Weg sich anzugleichen und dem gleichberechtigtem Lustigsein steht schon fast nichts mehr im Wege. Lustigsein ist eine besondere Art auf die Welt zu schauen, die Kleinigkeiten zu sehen, den Glauben an den Zauber nicht zu verlieren, garniert mit einem Augenzwinkern. Zu schmunzeln oder zu lachen obwohl man doch gerade ernst sein wollte. Deshalb zum Abschluss einen Witz, und Sie werte Leserin und geschätzter Leser entscheiden: lachen oder schmunzeln!?

Auf dem Sterbebett sagt der Mann zu seiner Ehefrau: Ich muss dir noch gestehen, das ich dich betrogen hab. Da meint sie, aber Schatz das weiss ich doch, was glaubst du warum ich dich vergiftet habe?!

Quellenhinweise – Auszüge aus Interviews

- ¹ Wiener Zeitung 08.03.2017 „Humor ist Macht“/ Schöndorfer
- ² Kurier 25.02.2013 „Naturtrüb“/Oberascher
- ³ Die Presse 15.03.2014 „Die Bühne als Therapie“/Schaub-Wienisch
- ⁴ Aus dem Programm „Schön das es mich gibt“
- ⁵ www.kulisse.at „Placebo“
- ⁶ Niederösterreicherin People 02.05.2017 „Blondes Gift“/Kery-Erdelyi
- ⁷ Aus dem Programm „Drama Queen & Couch Potato“
- ⁸ www.events.at, Inhalt des Kabarett „Küss die Hand“ 2017



Foto: Isolda Schack



Kleid im floralem Stoff, aus der Kollektion „floripas“, Brasilien 2016
Foto: D. L. Murad

ÜBER TEXTILES, WELTWEITE REISEPROJEKTE UND VON VERSTRICKTER ZEIT

Eigenständige Tiroler Künstlerinnen, die seit Jahrzehnten unbeirrt ihren Weg gehen

Gitti Schneider

Die Kunst des Textilen

Stoffe / Kleider / Weltweite Reiseprojekte

Daniela L. Murad

Daniela L. Muard ist gebürtige Innsbruckerin. Als junge Frau lebte sie zwölf Jahre in Wien (1984 - 1998) wo sie sich intensiv mit Textilkunst und Mode beschäftigte. Es folgten internationale Präsentationen und Preise.

„Ich mach, was ich will.“ sagt die eigenständige Textilkünstlerin, die als Autodidaktin ihren erfolgreichen Weg gegangen ist. Ihre Kollektionen, die seit einigen Jahren jeweils ein übergeordnetes Thema haben, entstehen in einem Arbeitsprozess. Nicht ein Entwurf ist es, der ausgeführt wird! Vielmehr besteht eine vage Vorstellung einer neuen Kollektion. Die Künstlerin beginnt mit einem Schnitt und einem sie ansprechenden Material und lässt sich mit immer neuer Inspiration, gepaart mit ihrer jahrzehntelangen Erfahrung auf ein Kleidungsstück ein. Wie bei einer Malerin, bei der sich aus einem Pinselgestus ein weiterer ergibt bis das Ergebnis einen „erfreulichen“ Ausdruck erreicht hat, arbeitet sie sich an die Kleidungsstücke heran.

Jedes Stück ist ein Einzelstück.

Angesprochen auf die „Gleichberechtigung“ von Frauen antwortet sie „Ich glaub, ich bin emanzipiert. Ich bin für Gleichberechtigung, aber keine Feministin. Ich halte nichts davon das Problem umzudrehen.

„Ich habe vorwiegend Frauen als KundInnen. Meine Formen sind eher elegant und weich, das spricht mehr Frauen an, aber ich mach auch Kleidung für Männer.“

Daniela Muard ist schon seit Jahrzehnten in Innsbruck und Wien ein Geheimtipp für Menschen, die sich individuell kleiden möchten und gerne Kleider aus Naturmaterialien tragen, deren Schnitt meist erstaunlich kleidsam ist.

So arbeitete sie 14 Jahre in Spanien, Granada, und kam jeweils zu Saisonbeginn mit ihren Arbeiten für einige Tage in die Städte um ihre Kollektion zu präsentieren.

In den letzten sechs Jahren entstand ein ganz neues Arbeitskonzept. Sie verließ Spanien und ging wieder nach Wien, zumindest zur Hälfte des Jahres. Daniela Muard betreibt eine

Art Kunstprojekt indem sie jährlich ein Land auswählt, welches sie für drei vier Monate bereist. Sie kundschaftet aus, worin der Schwerpunkt im Textilen des jeweiligen Landes liegt. Sie spürt auf, wo sie sich schließlich für Monate niederlässt.

„Wo ich bleibe zum Arbeiten, das muss ich immer erst finden.“ Sie macht SchneiderInnen ausfindig, lässt sie für sich nähen um zu sehen, wie gut sie sind. Dabei gilt es Märkte oder Schneiderviertel ausfindig zu machen und aufzusuchen. Es geht auch viel um Verhandeln, und darum in guten Kontakt zu kommen. Vieles bleibt überall gleich, aber immer sind auch viele Unbekannte dabei.

Dann, wenn alles stimmig ist, beginnt eine Art Gemeinschaftsarbeit, wobei Führung und Konzeption bei ihr liegen. Die SchneiderInnen lernen von Daniela und umgekehrt und werden für ihre Verhältnisse sehr gut entlohnt.

Natürlich ist das künstlerische Arbeiten ein ganz anderes als jenes „Auf-sich-gestellte“ im Atelier. Die Konfrontation mit anderen Kulturen Mentalitäten, die Kommunikation, die technischen örtlichen Möglichkeiten stellen die größten Herausforderungen dar.



Die Künstlerin mit Mädchen aus Cambodia, 2012
Foto: D. L. Murad

In dieser Weise arbeitete Daniela Muard schon in Ägypten, Cambodia, Südamerika, Thailand, Äthiopien, Brasilien und Vietnam.

Was daraus jeweils entsteht wird unter „101 PIECES FROM“ zusammengefasst. Also so ähnlich wie Stücke aus „Tausend und einer Nacht“. Märchenhaft, blumig, gestreift, bestickt, lässig, frech ... jedenfalls immer irgendwie mutig für auch für die TrägerInnen.

„Was herauskommt ist nicht meine Kunst. Es sind Arbeiten, die beseelt sind von denen, die es gemacht haben, das sind wir, alle die mitgearbeitet haben und auch von den Menschen die die Kleider tragen.“

Wenn ich in Vietnam mich nur auf Seide, in Äthiopien auf Leder, und so weiter spezialisiert habe, dann ist mir immer sehr wichtig, dass ich nicht nur „Ethnoware“ mitbringe.

Die Künstlerin lässt sich ein, auf das Land indem sie gerade ist oder war. Sie produziert vieles auch erst wieder zu Hause in Wien. Der Einfluß des Fremden soll spürbar sein, und die Künstlerin genauso!

Egal, ob aus fernen Ländern mitgebrachte Stoffe oder in Europa bestellte Ware - vornehmlich wunderbare Wolle aus Italien, meist Florenz oder auch aus England - immer achtet sie auf gute Naturmaterialien.

Auch bei den klassischen Kollektionen gibt es seit Jahren Themen wie „Waves“, „Pünktlich“, „Himmel und Hölle“, „Bugs“. Ein Thema hilft den Fokus zu halten. Erst gilt es sich heranzuarbeiten, das Thema zu finden, doch später übernimmt das Thema die Führung und hilft klar zu bleiben, so die Künstlerin.

Daniela L. Murad

geb. in Innsbruck

1984-1998 Wien Beschäftigung mit Textilkunst und Mode: internationale Präsentationen und Preise

1998-2012 Spanien (Granada, Barcelona, Cádiz)

seit 2012 wieder in Wien und weltweit

Autodidaktin

Projekte: „101 pieces from“

1. Luxorious	Ägypten, Luxor	2011
2. Khmerish	Cambodia	2012
3. Alalatin	Südamerika	2013
4. Golden Tringle	Thailand	2014
5. Ethiopics	Äthiopien	2015
6. Floripas	Brasilien	2016
7. Viets	Vietnam	2017

Klassische Kollektionen:

2017 Waves

2016 Pünktlich

2015 Himmel & Hölle

2014 Bugs

etc.



Design aus äthiopischen Stoffen „Ethiopics“

Foto: D. L. Murad



Kleiderinstallation „golden triangle“

Foto: Daniela Gallée

Von verstrickter Zeit

Masche für Masche ... stundenlang, tagelang, wochenlang. - Vom Sinn des Strickens. Die Renaissance einer alten Kulturtechnik.

Unzählige Strickgruppen treffen sich weltweit virtuell oder physisch um alte und neue Techniken und Ideen auszutauschen oder einfach gemeinsam zu stricken und sich zu unterhalten.

Comunities im Internet, wie z.B. „ravelry“ geben Anleitungen für Hobby- und ProfistrickerInnen, dasselbe gilt für unzählige blogs. Willst du heute Socken stricken ohne eine Oma in der Nähe, kein Problem! Altes Handwerk und neue Ideen dazu werden auch auf youtube en masse angeboten. Wer sich etwas etablierter weiterbilden oder sein Können weitergeben will, kann sogar zu einem Kongress „Wool and design“ nach Wien fahren. Workshops, ein Marktplatz und ein Kaffeehaus bieten ein ansprechendes und auch unglaublich buntes Bild, da jeder Teilnehmer/Teilnehmerin in Selbstgestricktem erscheint. Lustig und bunt eben, soll es hergehen!

Das Tragen von selbstgestrickten Mützen und Pullovers boomt nicht nur bei der jüngeren Generation.

Im Volkskunstmuseum nachgefragt, wird mir im Depot ein alter Schrank mit unzähligen Strümpfen geöffnet.

„Wirtinnenstrümpfe“ aus dem 19. Jahrhundert in jeansblauem Baumwollgarn, gestrickt und bestickt, mehrmals nachträglich eingestrickt, erzählen aus einer anderen Welt. Einmal korallrot, einmal blau, einmal gestreift, aber: immer viel getragen!

Gestrickte Socken gibt es bereits an ägyptischen Mumien.

Auf gotischen Bildtafeln sind Strickarbeiten im Vier- Nadelspiel dargestellt.

Im Mittelalter gab es die Zunft der Stricker. Es waren damals Männer, die strickten. Besonders beliebt war das Stricken im Biedermeier. In schlechten Zeiten war das Stricken essentiell für die ganze Familie.

Erst die Industrialisierung verdrängte das Selbstgestrickte. Seit einigen Jahren ist das Stricken wieder ein Thema in der Gesellschaft.



Strickmusterbuch, 19. Jahrhundert, Roter Wollstrumpf für Wirtin, 19. Jahrhundert, „Wirtinnenstrumpf“, blau, weiß bestickt, 19. Jahrhundert, aus Sammlung Anna Wöll, Rot-weiße Strümpfe, Baumwolle gestrickt, 1978 Geschenk Franz Colleselli

Foto: Tiroler Landesmuseen/Volkskunstmuseum

Unglaublich aufwendige „Fair Isle“ - Muster werden neuerdings nach dem Vorbild der kleinen Shetland Insel Fair Isle in Workshops wiedererlernt. Es handelt sich um eine Strickmethode bei der gleichzeitig auf beiden Zeigefingern Fäden liegen, die abwechselnd gestrickt werden. Auch für geübte StrickerInnen bedeutet das einige Stunden, eher Tage für das „Umlernen“.

Das Werkstück wird rund gestrickt und dann - man höre und staune: aufgeschnitten! Und schließlich erst - ähnlich wie Stoff verarbeitet.

Strickwaren aus Shetland galten für Reisende im 19. und 20. Jahrhundert als exotisches Souvenir. Fair Isle Pullover wurden bereits um 1900 von der Royal Family zum Golfspiel getragen und wurden zunehmend populär. Für die weitgehend armen Inselbewohner bedeutete das Stricken nicht Zeitvertreib sondern harte Arbeit. Sie strickten im Gehen, manchmal mit einem schweren Korb Brennholz auf dem Rücken. Wenn ein Schiff mit Reisenden ankam wurden Pullover bestellt, die dann vielleicht in einer Woche fertiggestrickt werden mussten, um auf der Rückreise wieder mitgenommen werden zu können. Es bedeutete für die Familien: „The more you could knit, the more you could eat“.

Im europäischen Zentrum für Textilkunst, in Haslach, Oberösterreich, findet auch im heurigen Sommer ein Workshop zu dieser Technik statt.

Ich habe mich mit Veronika Prantl, einer Strickerin aus Innsbruck, getroffen um ihre farblich und qualitativ herausragenden Werkstücke zu betrachten und sie nach ihrer Einstellung zum Stricken zu befragen. „Für mich bedeutet Stricken sowas wie für andere ein Musikinstrument. Es geht um Kreativität und Konzentration.“

Veronika Prantl beherrscht nicht nur die „Fair Isle“ Technik, sie arbeitet auch „double face“, strickt keltische „Aran knits“, Zopfmuster, die sich wie Meanderbänder in der Malerei mehrfach ineinander verflechten. Mit „brioche“, einer Art Patentmuster und „lace“, das sind Lochmuster in dünner Garnqualität verbringt sie „verstrickte Zeit“ zuhause, in Zügen, Autos, Schiffen, manchmal neben dem Lesen oder Arbeiten für ihre Masterarbeit.

„Stricken ist etwas, womit ich sehr gerne meine Lebenszeit verbringe.“

Stricken ist auch Meditation und Erinnerung. In den Pullovers, ist dann wohl viel verarbeitet. „Ich kann mich nach Jahren daran erinnern, wie's war als ich dies oder jenes gestrickt habe. Man kann fast sein Leben daran erzählen.“

Im Unterschied zu früheren Zeiten ist das Stricken heute meist frei von Pflicht.

Also, keine Eile! Während die Socken und das Rückenteil des Pullovers entstehen, kann sich so manches Chaos gedanklich lösen.



Foto: Silvia Albrich

PORTRÄT: HEILERIN HALFRID SIESS – WEIL IHRE HÄNDE WUNDER WIRKEN

Silvia Albrich

Noch ehe man aus dem Auto aussteigt, schlägt schon ein Hund an: Es ist Kete, der schwarze Spitz von Halfrid Siess. Hunde begleiten die Heilerin schon ihr Leben lang: „Ich habe mit dem Hund gehen gelernt, meine Kinder und Enkelkinder auch“. Als Kind waren Hunde nicht nur tröstende Zuflucht, sondern verhalfen ihr zu dem logischen Schluss, dass nur sie eine „Hellsichtigkeit“ hatte: „Denn wenn die Hunde in meiner Nähe weder gebellt noch mit dem Schweif gewedelt haben, wusste ich, dass nur ich allein etwas sehe, was die anderen nicht sahen – imaginäre schemenhafte Gestalten.“

Bevor Halfrid aus ihrem Leben und über ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten – übersinnliche Wahrnehmungen und die Kraft heilender Gedanken - erzählen wollte, beeindruckte sie mit einem leidenschaftlichen Plädoyer für die Mütter, „die in unserer Gesellschaft viel zu wenig geschätzt und – weit wichtiger – viel zu wenig abgesichert und entlohnt werden.“ Wir haben es an den Schluss und ihre faszinierende Persönlichkeit in den Mittelpunkt gesetzt.

Von Geistern umgeben

Vor zehn Jahren brachte Halfrid Siess ihren Lebensrückblick als Buch* heraus: „Es hat mir gut getan zu recherchieren, von der Kindheit an bis jetzt, diese ganzen Erinnerungen. Man ist in einem Familienverband, und wenn dann genügend Zeit vergangen ist, hat man eine andere Sichtweise. Dadurch, dass ich mein Leben aufgeschrieben bzw. überhaupt angeschaut habe, sah ich, wie gut es mir eigentlich gegangen ist und wie dumm ich war, dass ich nicht zufrieden war.“ Sie beschreibt ihre Kindheit trotz Weltkrieg und Wiederaufbau als unbeschwert und schön: „Mit meiner Familie lebte ich in Imst in einem kleinen Paradies“.

So unbeschwert war es dann doch nicht, denn gerade um ihre „Hellsichtigkeit“, ihre „Geistererscheinungen und abnormen Sichtweisen“ wurde in der Familie ein Geheimnis gemacht, „um nicht für verrückt erklärt zu werden: „Ich habe immer schon Menschen gesehen, imaginäre Gestalten, ich hab mich von ihnen umgeben gefühlt, auch die Umgebung war anders. Wo sollen denn die Verstorbenen alle hingehen, die sind da, die hocken bei uns da, das sind die richtigen Leut', der Astralkörper bleibt. Jeder Mensch weiß, dass er einen Geist und eine Seele hat, die sind immateriell.“

Ihre Andersartigkeit war ihr erst später bewusst: Als Kleinkind war es für sie so lange normal, bis sie es erzählte und man zu ihr sagte „Red keinen Blödsinn“ oder „Sei still, du lügst“. Da habe sie sich zurückgezogen und nichts mehr erzählt. Auch in der Schule sah sie oft „diese imaginären Ge-

stalten. Die haben für mich die Aufgaben gemacht, sie haben mir immer das richtige eingesagt, und die anderen haben es nicht gehört.“ Intensiv in Erinnerung ist ihr eine Französisch-Schularbeit, bei der sie plötzlich spürte, dass „irgendwer anderer mit meiner Hand geschrieben hat. Und siehe da, als ich die Arbeit zurückbekam, war sie ohne einen einzigen Fehler!“ Natürlich fühlte sich der Professor getäuscht, denn sobald er sie an die Tafel holte, „bestand ich weder bei den Vokabeln noch bei der Grammatik.“ Gegen die fehlerfreie Schularbeit konnte er aber nichts tun, denn die hatte sie vor seinen Augen geschrieben. Sie erklärte es ihm so: „Diesmal hab ich es eben können. An der Tafel bin ich immer zu nervös.“

Wundersame Heilkräfte

In der Pubertät war das dann weg, sie sah keine Gestalten mehr, oder hatte es bewusst verdrängt. Mit ihren Heilkräften durch Handauflegen hatten sie ohnehin nichts zu tun. Die entdeckte sie erst viel später, durch Zufall, an ihrer eigenen Tochter: „Es ist genau 38 Jahre her. Ich ging mit meinem Mann Rudi (†2000) ins Hotel



Halfrid Siess mit ihrer Tochter Jolanda
Foto: Siess

Greif zu einem Abendessen. Jolanda, meine ältere Tochter, war bereits 16 und wollte auf die kleine neun Monate alte Maria aufpassen. Ich ging ungern mit, weil Jolanda fieberte, sie beruhigte mich aber und wir vereinbarten, dass sie mich anruft, wenn es nicht geht. Kaum im Greif angekommen, rief Jolanda an, wir fuhren sofort heim. Sie lag im Bett, ihr war hundeelend und sie fieberte hoch. Ich legte ihr eine Hand auf die Stirn, die andere auf den Bauch. Rudi stand neben uns am Bett. Alles geschah ganz unbewusst“, beschreibt Halfrid. „Es dauerte nicht lange, da sagte Jolanda plötzlich ganz langsam: ‚Mama, das Fieber isch weg und der Weh auch.‘ Sie fühlte sich augenblicklich gesund und konnte sich das nicht erklären.“ Halfrid blieb still vor Jolandas Bett sitzen, sinnierte vor sich hin und sah plötzlich ihre Großmutter vor sich, die die Gabe des medialen Schreibens hatte: „Ich erkannte, dass das etwas ganz Besonderes war.“ Für ihr Buch erforschte sie auch ihre Ahnen und es bestätigte sich, dass unter ihren Vorfahren mehrere mit spirituellen Fähigkeiten waren.

Als Heilerin anerkannt

Sie erzählte es einer Freundin, die brachte die ersten Hilfe- und Heilung suchenden Menschen zu ihr und Halfrids Fähigkeiten sprachen sich schnell herum. Als sie einen Kurarzt in Igls nach dessen Schlaganfall erfolgreich behandelte, bat er sie um Mitarbeit in seiner Praxis, das war ihre erste Stelle als Magnettherapeutin: Drei Jahre, drei Mal pro Woche je zwei Stunden. Als der Arzt in Pension ging und die damaligen Patienten immer wieder um Hilfe baten, gründete sie schließlich in ihrem Haus eine eigene Praxis. Das Wohnzimmer wurde zum Wartezimmer, ihr Mann, er war Buchhalter und Finanzexperte, empfand die Patienten als Eindringlinge in seine Privatsphäre. Auch Halfrid wollte Arbeit und Familie trennen - und das auch räumlich, und so kam es bei ihrem Haus in Hötting zum Anbau einer eigenen Praxis mit Wartezimmer. Ab 1984 übte sie mit ihren heilenden Kräften offiziell das Gewerbe „Chirothesie und Radiästhesie“ aus, neben Lähmungen erzielte sie bei Migräne, Schiefhals, Morbus Crohn und Morbus Menière, das sind Drehschwindel und Hörverlust, gute Erfolge. Zur Heilerin kommen die meisten, wenn die Schulmedizin nicht (mehr) helfen kann. Die Patienten kamen von weit her, auch mit Fernbehandlungen konnte sie heilen. So etwa bat ein verzweifelter



Das Wartezimmer in Halfrids Haus

Foto: Siess

Vater aus Südtirol um Hilfe für seinen Sohn, der Missionar in Südostasien war und ein malignes Melanom (Hautkrebs) hatte. „Nach zwei Operationen gaben ihm die Ärzte nur noch zwei oder drei Monate zu leben“, erzählt Halfrid. Das war ihre erste Fernbehandlung an einem Unbekannten, von dem sie nur ein Foto hatte. Die Fernheilung hatte funktioniert, er war geheilt, der Missionar besuchte sie später auf seinem Heimaturlaub und lud sie aus Dankbarkeit zu sich nach Indonesien ein. Gereist ist Halfrid viel und gern, unter anderem nach Tibet, die Mongolei, Indonesien, Kanada, Sri Lanka, Brasilien, Kolumbien, Florida und Guatemala. „Ich habe mir die Welt angeschaut“, sagt sie, ein Wunsch ist aber noch offen: „Ich möchte noch unbedingt in die Dominikanische Republik“, und wer sie erlebt, ist sicher, dass sie das noch realisieren wird! In Guatemala lernte sie die schamanischen Heilformen kennen, die sie zwar „interessant fand, doch mein Zugang zum Heilen blieb ein anderer“.

Kosmische Kräfte, heilende Hände

Ihren Zugang zum Heilen und wie sie ihre besonderen Kräfte auf die Patienten überträgt, ist in einem ORF-Schauplatz mit Doris Plank vom 29.06.2011 zu sehen, in dem Halfrid bei ih-

rer Arbeit und in Diskussion mit dem Präsidenten der Ärztekammer, Dr. Artur Wechselberger, gezeigt wird: www.youtube.com/watch?v=8pqpCUJWC7s „...Heilen verboten... (u.a. mit Heilerin Halfrid Siess aus Tirol/Innsbruck)“.

„Immer mehr Österreicher suchen Hilfe bei Handauflegern und Geistheilern. ‚Die Ärzte konnten mir nicht helfen. Eine Heilerin hat mich kuriert‘, sagt der Tiroler Hotelfachmann Karl Sailer. ‚Am Schauplatz‘ geht der Frage nach, ob und wie diese heiß umstrittenen Methoden funktionieren und warum das Gesetz sie eigentlich verbietet“, heißt es im Vorspann.

„Man glaubt, an manchen Stellen ist ein Bügeleisen drauf“, beschreibt Margit Sailer. Sie hat sich „schon nach dem ersten Mal so wohlgeföhlt wie nie zuvor“.

„Heilen tut sich der Mensch selber“, sagt Halfrid, „ich denke, dass es eine kosmische Energie ist, die an sich durch mich durch fließt und wenn es heiß ist, tut der Mensch, der zu mir kommt, mehr mit. Es gibt auch Menschen, die spüren überhaupt nichts und werden auch gesund.“ Margit Sailer kam über ihren Mann Karl



Besuch beim Missionar und seinem Bruder in Indonesien

Foto: Siess

zu Halfrid, der 20 Jahre zuvor schwer erkrankt war. Er hatte einen „Schiefhals“, war sehr verzweifelt, Halfrid war sozusagen seine letzte Hoffnung – und sie behandelte ihn erfolgreich. Durch ihre Hände gingen inzwischen sicher schon an die 40.000 Menschen und den Großteil konnte sie kurieren, was zahlreiche Dankesbriefe und viele Belege von Heilungen bestätigen.

Man ist versucht, statt Halfrid „Heilfried“ zu sagen. Ihr Vorname leitet sich ja von „Heilfried“ ab, wobei unter dem althochdeutschen „hal“ soviel wie „gesund, unversehrt, heil“ zu verstehen ist, unter „fried“ Friede. Ihr gefiel der Name gar nicht, denn, so schreibt sie in ihrem Buch, „ich konnte ja nicht wissen, dass der Name einmal mein Lebensprogramm vorwegnehmen sollte.“

Das TV-Drama „Die Heilerin 1 und 2“

Felix Mitterer hat mit dem Film „Die Heilerin 1 und 2“ zwei Frauen, mit denen er sehr verbunden war und ist, ein Denkmal gesetzt: Halfrid Siess als reale Person und Ruth Drexel, die die Tiroler Heilerin im Film (als Halfried Seelig) authentisch verkörperte. „Diese unglaubliche Wärme und Lebenserfahrung im Blick, diese Herzlichkeit, die sich in jeder Geste und Bewe-

gung spiegelt – wer anders als Drexel hätte diese Rolle spielen können?!“ schrieb Rainer Tittelbach vor zehn Jahren in seiner Filmkritik. – Wärme, Lebenserfahrung und Herzlichkeit treffen auch auf Halfrid zu, hinzu kommen ihre Vitalität und Spiritualität.

Ruth Drexel lernte Halfrid persönlich kennen und beschrieb ihre Begegnung (2004/ORF-Pressetext) so: „Sie hat mir die Hand in einem bestimmten Abstand über die Stirn gehalten und die ist dann heiß geworden. Eigentlich war ich nicht sehr daran interessiert, dass das tatsächlich funktioniert – es hat aber funktioniert!“ Schließlich musste Drexel zur Kenntnis nehmen, dass es da eine gewisse Ausstrahlung gab - und war vom Rollenangebot begeistert. „Mir ist bewusst, dass wir sehr viel einfach nicht wissen. Unser Gehirn reicht einfach nicht aus, um alle Phänomene wahrzunehmen. Ich glaube jedoch, dass es ganz bestimmte Fähigkeiten gibt oder auch bestimmte Verbindungen von einem Menschen zum anderen“. Halfrid kennt Felix Mitterer schon sehr lange, ihre Tochter Maria besuchte mit Anna Mitterer die Volksschule, es gab einige gemeinsame Urlaube. Felix sagte bei der Präsentation: „Ich hatte irgendwie das Gefühl, hier könnte eine spannende Geschichte und eine außergewöhnliche Rolle für Ruth Drexel zu finden sein.“ Die Heilerin 1 wurde 2005 ausgestrahlt und mit der Romy als bester Fernsehfilm des Jahres ausgezeichnet. Das Drehbuch für die Heilerin 2 setzte Regisseur Holger Barthel 2008 um, es war Ruth Drexels letzter Film (sie starb im Februar 2009).

Halfrid ist sehr stolz auf die Heilerin: „Das hat der Felix sehr gut gemacht, selbst den Hund hat er nach meinem Hund Jimmy ausgesucht, auch den Mann nannte er nach Rudi, mei-



Tausende Fotos von Patienten hängen im Wartezimmer
Foto: Silvia Albrich

nem Mann. Was mich besonders freut ist, dass der Film in der Oberstufe im Ethikunterricht gezeigt wurde, um den Schülern zu erklären, dass es sehr wohl Menschen gibt, die andere Begabungen haben, die ein erweitertes Bewusstsein und kosmische Kräfte haben.

Ich bin eine Frauen-Frau

„Ich bin eine Frauen-Frau“, ist ihr wichtig zu betonen: „Ich war immer schon für die Frauen, nicht nur in politischen Gedanken, auch bei meiner Arbeit habe ich mir für die Frauen immer mehr Zeit genommen. Ich bin Feministin und lebe das auch.“ So etwa nahm sie von Alleinerzieherinnen nie Geld, sondern sagte zu ihnen: „Sie haben heute Glück, weil ein Tag pro Woche ist gratis, und den haben Sie heute erwischt“. Sie haben bei ihr nichts gezahlt, da es ihr ein Anliegen war, „dass die Frauen gesund sind, denn sie müssen von vornherein mehr leisten. Frauen, die drei Kinder aufziehen, müsste man eigentlich ein Hofratsgehalt zahlen und nicht die Mindestpension, auf dass wir lauter alte Frauen an der Armutsgrenze haben“, kann Halfrid ganz schön wütend werden „über den Staat, der falsch funktioniert“. Denn Familienarbeit ist Schwerstarbeit und die gehe mitunter 24 Stunden rund um die Uhr: Immerhin sind die Kinder unsere künftigen Steuerzahler“, ärgert sie sich über „eine verfehlte Politik. Man sollte sich einmal überlegen, was die ganzen Kindereinrichtungen, Krippen und Horte, kosten. Sie ist überzeugt, dass es besser wäre, den Frauen ein Gehalt zu zahlen, sie anzumelden, „das war schon Anfang der 1970er Jahre“ ein Thema. Die sollen sich Finnland anschauen und dann vergleichen, was für einen Pappentiel man unseren Müttern gibt. Ich habe eine Tochter, die hat drei Kinder, sie zieht sie selber auf und ich bin froh, dass ich ihr beistehen kann, denn sonst könnte sie sich

das nicht leisten.“ Ständig werde gejammert, dass unsere Gesellschaft überaltert.“ Dabei würden die Frauen sehr wohl Kinder wollen, „aber sie können sich in unserem reichen Staat Österreich Kinder nicht mehr leisten“, weiß sie aus vielen Beispielen in ihrem Umfeld: Jene Mutter etwa, die die Musiklehrerin für ihr begabtes Kind nicht mehr zahlen kann, weil bei drei Kindern das Budget nicht reicht, oder die Frau, die dazu verdienen muss, weil ihr Mann gerade genau so viel verdient, dass sie keinen Mietzuschuss kriegen: „Dass sie aber vier Kinder haben, wird nicht berücksichtigt“. Viele Mütter würden gerne zuhause bleiben, weiß sie, und jener Prozentsatz, der sich im Beruf verwirklichen will, der könne das auch tun. „Jede Mutter sollte ihr Kind selber betreuen können“, wünscht sich die „erklärte Kinderkrippengegnerin.“ Es wäre gut, wenn die Frau die Wahlfreiheit hätte, bei den Kindern zu bleiben – „ohne finanziellen Nachteil, ohne Nachteil am Arbeitsplatz und ohne Nachteil bei der Pension. Denn die Erziehungsarbeit, die Frauen leisten, ist ja für den Staat wichtig. Wir sind erst dort angekommen, wenn man über dieses Problem überhaupt nicht mehr spricht. Ich hoffe, dass ich das noch erlebe, immerhin werde ich bald 79.“ Keiner würde ihr das glauben, denn nicht nur, wenn sie derart in Fahrt gerät, sprüht sie vor Energie.

* Halfrid Siess: Mein Leben als Heilerin. Verlag Carl Ueberreuter, Wien 2008 – vergriffen.



„Eine Therapie der Liebe ...“ vom Südtiroler Schriftsteller Joseph Zoderer
Foto: Silvia Albrich



Patscher Schellenschlagerinnen
Foto: Patscher Schellenschlagerinnen

BRAUCHEN BRÄUCHE FRAUEN?

Andrea Aschauer

Die spontane Antwort lautet: Ja, selbstverständlich! Denn wer würde sonst die Krapfen fürs gleichnamige Schnappen in Osttirol, die Palmbrezel oder den Zelten backen – oder all die Scheller-, Schemen- und sonstigen Fasnachtstkostüme nähen, reparieren, aufrichten – nicht zu vergessen alle anderen Vor-, Zu- und Nacharbeiten bei Jahres- und Lebensbräuchen, die eine helfende weibliche Hand BRAUCHEN?

In diesem Sinne wäre also die Frage schnell und klar beantwortet: Ja, Bräuche brauchen Frauen!

Bei allem Respekt für diese Tätigkeiten: Sie KÖNNTEN aber auch von Männern bewerkstelligt werden. Ausschließlich weiblich ist daran wenig, sieht man einmal davon ab, eine Frau sei unabänderlich für Küchen, Näh- und Hilfsdienste als einen Teil ihrer Daseinsberechtigung auf die Welt gekommen.

Spezifiziert man die Eingangsfrage nun bzw. ändert die Betonung auf „Brauchen Bräuche gerade, ausgerechnet und wirklich FRAUEN?“, bedarf es schon eines etwas überlegteren Blickes auf die Bräuche, die uns durch das Jahr und durch das Leben begleiten. Welche davon sind von Frauen abhängig, welche gibt es nur der Frauen wegen und welche wären ohne Frauen undenkbar?

Den Top-Platz besetzen hier absolut die Feste zu Ehren der Frau aller Frauen, der höchsten Frau, der heiligsten Frau: Maria, Mutter Gottes, Himmelskönigin. Ohne sie gäbe es eine beträchtliche Anzahl unserer doch vorwiegend christlich-katholischen Bräuche gar nicht.

Bereits ihr Geburtstag am 8. September, auch „Kleiner Frauentag“ genannt, und ihr Namenstag vier Tage später sind Anlass für rituelle Praktiken. Besonders Mariä Geburt wird mit Wallfahrten und Prozessionen begangen, so beispielsweise in Mariastein, Nassereith und an Mariä Namen in Obsteig. Im Tiroler Unterland fand die Kräuterweihe früher am 8. September anstatt des 15. August (Mariä Himmelfahrt) statt.

Almabtriebe setzte man auch gerne auf diese beiden Marien-tage fest, da es im September auf höhergelegenen Almen schon recht winterlich werden kann. Das sagt uns schon die alte Bauernregel „An Maria Namen sagt der Sommer Amen“. An ihren Ehrentagen wirft die Muttergottes sicher ein besonders gutes Auge auf die Tiere, damit sie den heimatlichen Stall wohlbehalten erreichen.

Das Korn, um Marias Geburtstag gesät, soll besonders gut gedeihen: Maria gebor'n – Bauer, säh dein Korn!

In Volksglauben spielt „Maria Empfängnis“, gefeiert am 8. Dezember, eine weitaus bedeutendere Rolle, was sich in der liturgischen Bezeichnung „Hochfest der Unbefleckt Empfän-

genen“ widerspiegelt. Nun wäre dieser Tag kein guter Tag für Frauen, feierte man die „Unbeflecktheit“ Marias im Sinne von Unberührtheit, da sich hier wohl wenige Frauen verstanden oder gar angenommen wüssten. Am 8. Dezember wird nicht, wie irrtümlich noch immer häufig angenommen, die physische Jungfräulichkeit Marias gefeiert, sondern ihre Sündenfreiheit, die sie gemäß der Lehrmeinung der Kirche „durch ein einzigartiges Gnadenprivileg des allmächtigen Gottes im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu, des Erlösers des Menschengeschlechtes, von jedem Makel der Erbsünde unversehrt bewahrt worden ist“, wie es Papst Pius IX. im Jahr 1854 definierte.

Frauen konnten diesen Tag also ohne Bedenken als ihren Tag „gebrauchen“, ob als rituelles Segensfest, wenn sie guter Hoffnung waren oder als traditionell arbeitsfreien Tag, der ihnen lange Zeit am Tag Mariä Empfängnis gewährt wurde.



Mariä Himmelfahrt, Andachtsbildchen
Foto: Museum Rablhäus, Weerberg

Die Segensfeiern für schwangere Frauen blieben, der freie Tag für arbeitende Frauen gehört längst der Vergangenheit an und dies nicht erst seit 1995, als der 8. Dezember als Feiertag der Angst um verlorenes Weihnachtsgeschäft weichen musste und davon vorwiegend, nämlich 70%, im Handel beschäftigte Frauen betroffen waren.

Das Fest „Maria Lichtmess“ am 2. Februar ist in seiner Bedeutung für Frauen durchaus zwiespältig zu sehen. Bis 1969 galt für diesen Tag offiziell die Bezeichnung „Mariä Reinigung“ und bezog sich auf den Ursprung dieses Marienfestes. Nach jüdischer Tradition gilt eine Frau bis 40 Tage nach der Geburt eines Sohnes als unrein und muss daran anschließend zur rituellen Reinigung und Opferung in den Tempel. Hätte Maria eine Tochter geboren, fände das Fest weitere 40 Tage später statt, da ihre Unreinheit dann doppelt so lang gedauert hätte. Diese zeitliche Verschiebung wäre jedoch vernachlässigbar und weiblicherseits sogar so begrüßen, denkt man an die angesichts einer „Tochter Gottes“ vollkommen anders verlaufenden Kirchengeschichte ohne Abwertung und Unterdrückung der Frau, eine Vorstellung, die zu Tagträumen verleitet.

Nun, zum einen wurde das kirchliche Fest zumindest umbenannt in „Darstellung des Herrn im Tempel“, der volkstümliche Name „Maria Lichtmess“ bestand weiter, stellte auch fortan die Mutter des Herrn in den Mittelpunkt, ohne jedoch ausdrücklich an ihre Unreinheit zu erinnern.

Am 2. Februar werden die kirchlichen und häuslichen Kerzen gesegnet, denen früher eine weit größere Bedeutung zukam, nicht nur als Leuchtmittel, sondern weit bedeutender zur Abwehr von Unwettern und Dämoneneinflüssen. An Lichtmess schließt sich auch der Brauchkreis der Weihnachtszeit, was mit dem Abbau der Krippen einhergeht.

Dieser Tag galt weiters als Ende des bäuerlichen Arbeitsjahres, was für viele Dienstboten den Wechsel ihres Arbeitsplatzes, das sogenannte „Schlenggln“ bedeutete. Dieses „Schlenggln“ war wie alle Übergänge von einem (Lebens-)Abschnitt in den nächsten mit diversen Bräuchen verbunden. So gab es in einigen Orten die „Rearkrapfen“, die den Abschied für manch weinende Dirn versüßen sollten.

Im Jahreskreis angelangt sind wir nun beim wichtigsten Marienfest, „Maria Himmelfahrt“, dem „Hohen Frauentag“ am 15. August, an dem die Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel im Mittelpunkt steht.

Seit dem 10. Jahrhundert ist die Weihe von Kräutern an Maria Himmelfahrt Brauch. Die sogenannten „Frauenbuschen“ setzen sich von Region zu Region unterschiedlich zusammen, sollen jedoch in jeder Variation besondere Wirkmächtigkeit bei der Heilung von Krankheiten und bei der Abwehr von Gewittern und Dämonen besitzen. Ein Großteil der Pflanzen in den Buschen, wie Königskerze, Schafgarbe oder Frauenmantel, war besonders für Frauenleiden hilfreich, wirkten sie doch krampf lösend und zyklusregulierend.

Maria Himmelfahrt ist auch der Beginn des „Frauendreibiger“, das ist die Zeit zwischen dem Hohen Frauentag am 15. August und dem Kleinen Frauentag am 8. September. Kräuter, in dieser Periode gesammelt, sollen eine besondere Kraft besitzen und „dreißigfachen Segen“ bringen.



Muttertagstorte

Foto: Josef Türk Jun., CC Lizenz

Bräuche, Meinungen und Praktiken rund um die Heilige Maria als „höchster Frau“ sind damit noch lange nicht alle aufgezählt, diese würden ein umfangreiches Buch füllen. Hier soll jedoch noch Platz für Bräuche um weitere Frauen sein, die – es mag in unseren Breiten nicht verwundern – ebenso mit dem christlichen Glauben in Verbindung stehen.

Da wäre einmal die Hl. Notburga, als einzige Heilige Tirols als inoffizielle Landesheilige verehrt. Aufgrund ihrer Vita gilt sie als Bauern- bzw. Volksheilige, worauf auch ihr Patronat für Bauern, Dienstmägde und Arme hinweist. Demgemäß solle ein Gebet zur Heiligen oder eine Wallfahrt zu ihrem Gnadenbild in der Pfarrkirche von Eben am Achensee bei allen Nöten in der Landwirtschaft, bei Viehkrankheiten oder Mittellosigkeit helfen. Frauen riefen sie früher neben der Muttergottes bei schweren Geburten als Unterstützerin an.

Der Hl. Agatha wurden im Martyrium beide Brüste abgeschnitten. Noch heute werden in einigen Regionen Brötchen in Form kleiner Brüste, das sogenannte „Agathenbrot“, gebacken und am Namenstag der Heiligen am 5. Februar geweiht. Sein Genuss soll vor Fieber und Krankheiten schützen und den Milchfluss von Wöchnerinnen fördern.

Am Gedenktag der Heiligen Barbara am 4. Dezember stellt man den Zweig eines Obstbaumes ins Wasser. Wenn dieser bis zum Heiligen Abend blüht, bringt er neben dem schönen Anblick in der kalten Winterszeit Glück im nächsten Jahr. Dieser Brauch geht wie bei Agatha auf das Martyrium der Heiligen zurück. Auf dem Weg ins Gefängnis blieb ein Zweig an Barbaras Kleidern hängen. Sie stellte ihn in einen Krug mit Wasser, und er blühte an jenem Tag, an dem sie zum Tod verurteilt wurde. Als gar ihr eigener Vater die Hinrichtung durchführen wollte, traf ihn der Blitz und Barbara überlebte.

Nun haben wir eine ganze Anzahl von Frauen kennengelernt, ohne die es bestimmte Bräuche nicht gäbe. Anders gesagt: Diese Bräuche brauchen Frauen. Sie lebten und/oder starben zwar alle heiligmäßig, waren jedoch unbestritten weiblichen Geschlechts. Im Lebens- und Jahreslauf finden sich nun aber weitere Bräuche, die von Frauen im allgemeinen in ganz unterschiedlichen Aspekten abhängig sind, seien es Rituale rund um die Schwangerschaft oder Geburt, den Brautstand oder die Mutterschaft.

Letztere ist für einen eher jungen Brauch verantwortlich. Am Beginn des 20. Jahrhunderts von einer Amerikanerin als Muttergedenktag initiiert, manifestierte sich der Muttertag bald auf dem europäischen Kontinent, wo er zunächst mit den Leistungen der Kriegsmütter des 1. Weltkrieges verbunden wurde, bevor er sich zusehends aus diesem Zusammenhang löste. Da er durch den Mutterkult des Dritten Reiches große Popularität erreichte, herrscht auch heute noch zeitweise die irrtümliche Meinung vor, der Muttertag wäre eine Erfindung dieser Zeit.

Am Muttertag, mittlerweile auf den 2. Sonntag im Mai festgelegt, sind die Kinder angesprochen, ihren Müttern für alle Mühen zu danken, was meist mit dem Decken des Frühstückstisches, dem Aufsagen von Gedichten und dem Überreichen von Bastelarbeiten aus Kindergarten oder Schule einhergeht.



Königskerze, ein wichtiger Teil der Frauenbuschen
Foto: Andrea Aschauer



Kübelemaje beim Schemenlaufen in Nassereith
Foto: Fasnachtskomitee Nassereith

Wenngleich der Kommerz auch diesen Brauch für sich nützt und viele Mütter unter der übertriebenen und ungewohnten Aufmerksamkeit stöhnen, kann mit Fug und Recht behauptet werden, dass es den Muttertag ohne eine Mutter, respektive Frau, nicht geben würde.

Derselbe Umstand, nämlich die Frau als Mutter, ist Basis eines weiteren Brauches, wenn auch mit einem Augenzwinkern versehen, aber prinzipiell gilt: Mutter bleibt Mutter, auch als „Hexenmutter“, die in diversen Fasnachten, beispielsweise in Nassereith, Imst und Wenss, eine wichtige Rolle spielt.

In Bezug auf die Fasnachten in Tirol sei ein Zwischensatz erlaubt: Sind die Akteure auch größtenteils männlich, gilt dies keinesfalls für die dargestellten Figuren. Von der zarten Kübelemaje über den Sackner, bei dem es sich trotz grammatikalisch maskuliner Form eindeutig um eine zugegeben etwas derbe Frau handelt, bis zu den bereits erwähnten zahlreichen Hexen mit Hexenmutter.

In einer der Tiroler Fasnachtshochburgen, in Nassereith, sind die Frauen nicht auf ihre darstellende bzw. helfende Funktion begrenzt. Die Nassereitherinnen sind am „Umschlagen“, der ohrenbetäubenden Einstimmung ins Schellerlaufen eine Nacht vor dem großen Ereignis, aktiv beteiligt.

Apropos Fasnacht: Die Weiberfasnacht als „verkehrte Welt“, nämlich einer, in der jene Macht, die das gesamte restliche Jahr über fest in Männerhand war, den Frauen übergeben wurde, ist bereits seit mehreren Jahrhunderten bekannt. In der Geschichte zur Tiroler Fasnacht liest sich diesbezüglich wenig bis gar nichts. Nun könnte die Vermutung aufkommen, dass es diese karnevaleske Machtumkehr in Tirol nicht benötige, da Tirolerin und Tiroler seit jeher Gewaltenteilung bevorzugten. Man könnte sogar noch weiter vermuten, dass die männerdominierten Fasnachtsbräuche hierzulande auf eine dauerhafte „Weiberwirtschaft“ hinweisen, die Umkehr also in die Gegenrichtung ginge.

Ganz dürften beide Vermutungen nicht stimmen, denn, so liest man in der Tiroler Tageszeitung am 22. Jänner 2015: *„nach Jahren des Jammerns schaffte es eine Hand voll mutiger Mädchen 2013, die Imster Weiberfasnacht aus der Taufe zu heben“*. Die Imster Weiberfasnacht wurde bisher fünf Mal durchgeführt.

In Patsch waren es Mut, vor allem aber pure Notwendigkeit, dass die Frauen in die Fasnacht gingen. Im Jahr 1958 konnten sich die Patscher Männer nicht mehr dazu aufraffen, die bisher zu ihrer Domäne gehörenden Schellen zu schlagen. Einige Patscherinnen schlossen sich daher zusammen und traten am Unsinnigen Donnerstag als Schellenschlager auf – das weibliche „innen“ fehlt deshalb, da zu diesem Zeitpunkt noch niemand wusste, wer unter den Masken steckt. Lanser und Sistranser Männer wurden als feindliche Überläufer vermutet, bevor das Geheimnis nach einiger Zeit gelüftet werden konnte. Man weiß nun nicht, welche Auflösung die Patscher Männer in ihrem Stolz mehr getroffen hätte. Entrüstet waren sie allemal. Da sie ihre Sache gut gemacht hatten, ließen sich die



Umschlagen in Nassereith
Foto: Fasnachtskomitee Nassereith

Patscherinnen das Schellenschlagen jedoch nicht mehr aus der Hand nehmen. Die Männer mussten wohl oder übel die „Huttlergruppe Patsch“ gründen, um wieder am unsinnigen Treiben teilnehmen zu können. Lediglich drei Männer hatten bisher die Ehre, beim weiblichen Schellenschlagen als „Vorhupfer“ mitzumachen. Die weibliche Tiroler Ausnahmeerscheinung feiert 2018 ihr 60jähriges Jubiläum.

Schlussendlich kann also die Ausgangsfrage „Brauchen Bräuche Frauen?“ auch nach einem etwas differenzierteren Blick auf platzbedingt einige Beispiele mit einem eindeutigen „Ja, Bräuche brauchen Frauen!“ beantwortet werden.

Aber seien wir uns ehrlich: Frauen brauchen auch Bräuche ...

Quellen/Literatur:

mündliche Informationen von Mitgliedern der Patscher Schellenschlagerinnen und dem Fasnachtskomitee Nassereith

Bieger, Eckhard: Das Kirchenjahr zum Nachschlagen. Entstehung - Bedeutung - Brauchtum. Kevelaer 1995

Haider, Friedrich: Tiroler Brauch im Jahreslauf. Innsbruck-Wien-Bozen 1990

Heyl, Johann Adolf: Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Brixen 1897

Streng, Petra u. Bakay, Gunter: Wilde, Hexen, Heilige. Lebendige Tiroler Bräuche im Jahreslauf. Innsbruck 2005

Pfaundler, Wolfgang: Nassereither Schellerlaufen. Fasnacht in Tirol. Innsbruck 1998

Wolf, Helga Maria: Österreichische Feste und Bräuche im Jahreskreis. St. Pölten-Wien-Linz 2003

Wolf, Helga Maria: Verschwundene Bräuche. Das Buch der untergegangenen Rituale. Wien 2015



Sackner

Foto: Fasnachtskomitee Nassereith



Anja und Rita mit „Cateyebrillen“ aus dem Museum
Foto: Barbara Randolf

MIT DEN AUGEN EINER FRAU: DAS OPTIKERWESEN AUS WEIBLICHER SICHT

Barbara Randolph

Ich bin Optikerin und Brillenträgerin, beides mit großer Leidenschaft. Zum ersten hab ich den schönsten Beruf der Welt, da ich „Blinde“ sehend machen kann, zum zweiten ist die Brille für mich ein absolutes Schmuckstück.

Eine der größten Errungenschaften der Menschheit war die Erfindung der Brille im 14. Jahrhundert. Fassungen wurden aus Holz, Leder oder Metall gefertigt, meist einfache, rundgeformte „Nasenzwicker“. Die Gläser waren speziell geschliffene Edelsteine wie zum Beispiel Bergkristalle. Diese erleichterte den Mönchen und Schriftgelehrten des Mittelalters ihre Arbeit an den wundervoll geschmückten Büchern ungem. Erst seit dem 16. Jahrhundert besteht die Möglichkeit Kurzsichtigkeit mittels konkaver Zerstreuungslinsen zu korrigieren. Als Grundmaterial der noch heute gefertigten Brillengläser gilt folgende Zusammensetzung, „Nimm 60 Teile Sand, 180 Teile Asche, fünf Teile Kreide - und du erhältst Glas“. Dieses Rezept wurde bereits 650 Jahre vor Chr. in Keilschrift auf eine Tontafel geschrieben in der Bibliothek des assyrischen Königs Ashurbanipal archiviert. (vgl. www.brillenmachergilde.de)

Auch die Fassungen wurden weiterentwickelt. Um 1727 wurden die ersten Modelle mit sogenannten Ohrbügeln entwickelt, allerdings nicht sehr erfolgreich, da sie anatomisch inkorrekt waren und dadurch recht schmerzvolle Abdrücke am Ohr hinterließen, so dass das Monokel, der Zwicker und das Lorgnon noch bis ins 20. Jahrhundert sehr beliebt waren.

Als Erfinder der Bifokalbrille (Zweistärkenbrille) gilt der amerikanische Präsident Benjamin Franklin. Laut Überlieferung war es ihm lästig, ständig seine Fernbrille gegen die Lesebrille auszutauschen. So kam ihm um ca. 1770 die Idee, je zwei Gläser mit unterschiedlicher optischer Wirkung zu montieren. Allerdings patentierte der Amerikaner Orford erst 1909 die heute bekannte Bifokalbrille. Das erste Gleitsichtglas wurde 1959 in Frankreich von der *Société des Lunetiers* auf den Markt gebracht, heute noch bekannt unter dem Namen Varilux.

In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts gab es in Deutschland lediglich sechs Kunststoff-Fassungen, die von der gesetzlichen Krankenkasse übernommen wurden. Diese „Kassengestelle“ waren allerdings nicht sehr beliebt, da sie weder schön noch komfortabel waren. Günther Fielmann aus Cuxhaven erkannte hier eine Marktlücke, gründete 1972 ein Augenoptikfachgeschäft und weitete das Sortiment auf 90 Modelle aus Metall und Kunststoff aus. Dies war zum

Glück das Ende der Einheitsbrille. Heute gilt die Brille auch oft als Zeichen von Intelligenz und Intellektualität, im positiven wie im negativen Sinne. Noch in den 1970er Jahren wurden beispielsweise in Kambodscha Brillenträger unter der Herrschaft der Roten Khmer verfolgt und sogar getötet, da man sie als vermeintlich Intellektuelle als Feinde des Regimes betrachtete. (vgl. www.wikipedia.org/brille)

Seither hat sich durch innovative Technik und den Einfluss vieler Modedesigner einiges getan, die Brille von heute ist nicht nur angenehm zu tragen und von optischer Brillanz, sondern auch eines der wichtigsten modischen Accessoires geworden. Brillen verändern das Aussehen, machen ein Statement, fallen auf oder verstecken, unterstreichen Charaktere und sind somit zu einem der bedeutendsten „Kleidungsstücke“ des 21. Jahrhunderts geworden.



Brillenmacherin Karin bei der Arbeit
Foto: Barbara Randolph

Wir kaufen jedes Jahr mehrere T-Shirts, Hosen, Röcke, Schuhe, Socken, Strümpfe, Handtaschen und Schmuck, die *eine* Brille tragen wir meist für zwei bis drei Jahre und das täglich. Kein anderes „Outfit“ beeinflusst unser Aussehen so sehr wie die Brille. So kürt in Deutschland das *Kuratorium Gutes Sehen* seit dem Jahr 2000 regelmäßig den Brillenträger des Jahres, um bekannte Persönlichkeiten in puncto Brille auszuzeichnen. Leider befinden sich unter den 17 Preisträgern bis dato nur drei Frauen, nämlich Hella von Sinnen (Komikerin und Schauspielerin), Stefanie Heinzmann (Musikerin) und Andrea Ballschuh (Fernseh- und Radiomoderatorin).

Auch International gibt es wesentlich mehr bekannte männliche Brillenträger als weibliche. Die sicher berühmteste Brillenträgerin der Welt wird wohl Audrey Hepburn in dem Film „Frühstück bei Tiffany“ sein. Sie verkörpert darin Holly Golightly, die mit ihrem großartigen Stil dadurch ein völlig neues und modernes Frauenbild prägte. Hinter ihrer großen Sonnenbrille versteckte sie nicht nur ihre Gefühle, sondern auch ihre müden Augen nach einer langen Nacht.

Als zweite im Bunde muss natürlich Marilyn Monroe in dem Film „Wie angelt man sich einen Millionär“ erwähnt werden. Pola ist Kurzsichtig, extrem Kurzsichtig. Ihre fabelhafte Cat-Eye Brille trägt sie trotzdem nicht. Ihre Theorie „Männer beachten Frauen mit Brille nicht“

Zum Glück wissen wir heute, dass diese Aussage nicht stimmt. (vgl. www.brille24.de)



Brillenfassungen aus dem Brillenmuseum von Hopffer Optik

Foto: Barbara Randolf

Hier noch ein kleines Detail am Rande zum Thema Cat-Eye Brille. Diese an den Schläfen nach oben gezogene Form der Brilleneinfassung wurde in den 1950er Jahren erfunden und symbolisierte damit den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg.

Bei meiner Suche nach noch lebenden internationalen „Brillen-Ikonen“ fand ich lediglich Anastacia, Rihanna und Lady Gaga!

Bis Mitte der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts galt der Beruf des Optikers als reine Männerdomäne. Frauen waren zwar im Verkauf gerne gesehen, doch der fachliche Bereich war vorwiegend den Herren zugeschrieben. Als Lehrlinge wurden junge Burschen mit handwerklichem Geschick eingestellt, die jungen Damen gingen mehrheitlich als Friseurin, Verkäuferin und Floristin in die Lehre oder wurden in Haushaltsschulen

untergebracht. Glücklicherweise änderte sich dies, als man erkannte, dass auch Mädchen durchaus fähig waren mit Fingerspitzengefühl und Kreativität präzise Werkstattarbeiten auszuführen. Als ich 1983 meine Lehre begann, war ich während der gesamten Lehrzeit der einzige weibliche Lehrling in der Werkstatt.

Offensichtlich sind Männer doch etwas mutiger beim Brillentragen als Frauen. Außerdem sind die meisten bekannten Fassungsdesigner männlich (Christian Dior, Giorgio Armani, Calvin Klein usw.), was mich zu dem Schluss bringt, dass sie uns doch besser verstehen, als wir gerne zugeben möchten. Also Mädels, geht hinaus und



Sehstärkenbestimmung um 1890

Foto: Barbara Randolph

besorgt euch tolle Brillen, macht ein Statement und zeigt eure ganze Schönheit.

In meiner nunmehr 34 jährigen Tätigkeit als Optikerin sind mir ganz viele „Einwände“ von Kunden, für die das Thema Brille gewöhnungsbedürftig war untergekommen, die mich immer wieder Schmunzeln lassen:

- *Lesen kann ich sehr gut, nur die Hände sind zu kurz*
- *Was ich nicht sehe, ergreife ich halt (Vorwiegend von männlichen Kunden zu hören)*
- *Fräulein, wieviel Promille hab ich jetzt?*
- *Zu Hause trage ich die Brille nicht, sonst seh' ich ja den Staub überall*
- *Ich trage die Brille nur beim Autofahren, da sieht mich niemand*
- *Wo meine neue Brille ist? Ja, im Etui, zu Hause in der Schublade, damit sie nicht kaputt wird.*

Ein weiteres erwähnenswertes Phänomen aus dem Bereich „Sehen“ ist die *Fusionelle Konvergenz*. Ich glaube, fast jeder von uns hat diese Erfahrung mindestens einmal im Leben schon gemacht. Es tritt vorwiegend nach den Aussagen „So jung kommen wir nicht mehr zusammen und eins haben wir immer noch getrunken“ auf. Ganz plötzlich sieht man mit beiden geöffneten Augen Doppelbilder! Einfach eine Hand vor ein Auge halten, dann ist alles wieder gut. Aber um es mit den Worten des von mir überaus geschätzten Armin zu sagen (Das ist der coole Alte aus „Die Sendung mit der Maus“) *Liebe Kinder, bitte nicht zu Hause nachmachen.*

Andere Länder, andere Sitten. Beispielsweise schützt in Ländern mit starker Lichteinwirkung wie Afrika, Südamerika oder Australien die dunkle Augenfarbe der dort lebende Bevölkerung vor Beschädigungen durch die Sonne. In Ägypten und Indien hat der Kajal-Stift eine lange Tradition. Der schwarzen Umrandung wird nachgesagt, Fliegen und andere Insekten vom Auge fernzuhalten.

Die Inuit schützen ihre Augen gegen die Reflexion durch Sonne und Schnee mit speziell handgefertigten Schlitzbrillen, die aus Holz oder Knochen diverser Tiere bestehen.

(vgl. www.wikipedia.org)

Somit wird hier aufgezeigt, wie wichtig unser Sehsinn ist. Wir nehmen unsere Umwelt in ihrer ganzen Pracht wahr, er beeinflusst die Wahl unserer Lebenspartner, lässt uns Kunst in unterschiedlichster Weise betrachten und ist damit einer der aufregendsten Sinne.

Eine interessante Studie aus dem Jahr 2011 lässt mich auf einen weiteren Punkt kommen. Uns Frauen wird immer wieder nachgesagt, wir sehen viele Dinge durch die „Rosarote Brille“ Nun, jetzt haben wir es amtlich - das stimmt! In einem Experiment an der City University of New York glaubt man an die Theorie, dass das Sehzentrum die höchste Dichte an Andockstellen für das männliche Geschlechtshormon Testosteron hat. Das legt nahe, dass dieses Hormon und damit die Geschlechtszugehörigkeit auch das Sehen beeinflusse. Männer nehmen Farbtöne eher bläulich wahr, Frauen eher wärmer, sprich in Rottönen. Damit hätten wir das geklärt, jetzt muss mir nur noch jemand das mit dem Einparken erklären... (vgl. www.biomedcentral.com/Biology_of_Sex_Differences)

Ein für mich richtig spannendes Thema ist auch die unterschiedliche „Sichtweise“ zwischen Mann und Frau. Ich weiß, ich spiele hier mit Klischees....aber nach 28 Jahren Beziehung und Mutter eines 11-jährigen Sohnes möchte ich erwähnen - Das ist die Wahrheit und nichts als die reine Wahrheit - Zwei kleine Beispiele, DIE Klassiker - wirklich so passiert:

Er: Schatz, das ist keine Butter mehr im Kühlschrank

Sie: Ich habe gerade gestern eine frische Packung gekauft

Er: Schatz, da ist aber keine Butter

Sie: Liebling, da ist ganz sicher Butter im Kühlschrank

Er: Aber ich sehe keine

Sie: Schau doch einmal rechts unten

Er: Aber Schatz, sonst ist sie doch immer links oben

Und dann hätte ich noch einen für die Mütter:

Junior: Mama, ich hab keine T-Shirts mehr zum anziehen

Mama: Schatzi, habe gerade heute Morgen sechs gebügelte in den Schrank gelegt

Junior: Aber da sind keine

Mama: Hast schon bei den Hosen geschaut?

Junior: Mama, da sind aber keine T-Shirts

Mama: Schatzi, hast schon neben den Hosen geschaut?

Junior: Ach so....

Abschließend noch ein Zitat, dass mir wirklich aus der Seele spricht.

„Unsere gesamte Lebensführung hängt von unseren Sinnen ab, und weil der Sehsinn der umfassendste und edelste von ihnen ist, gehören zweifellos alle Erfindungen, die seine Leistung steigern, zu den nützlichsten, die man sich denken kann.“

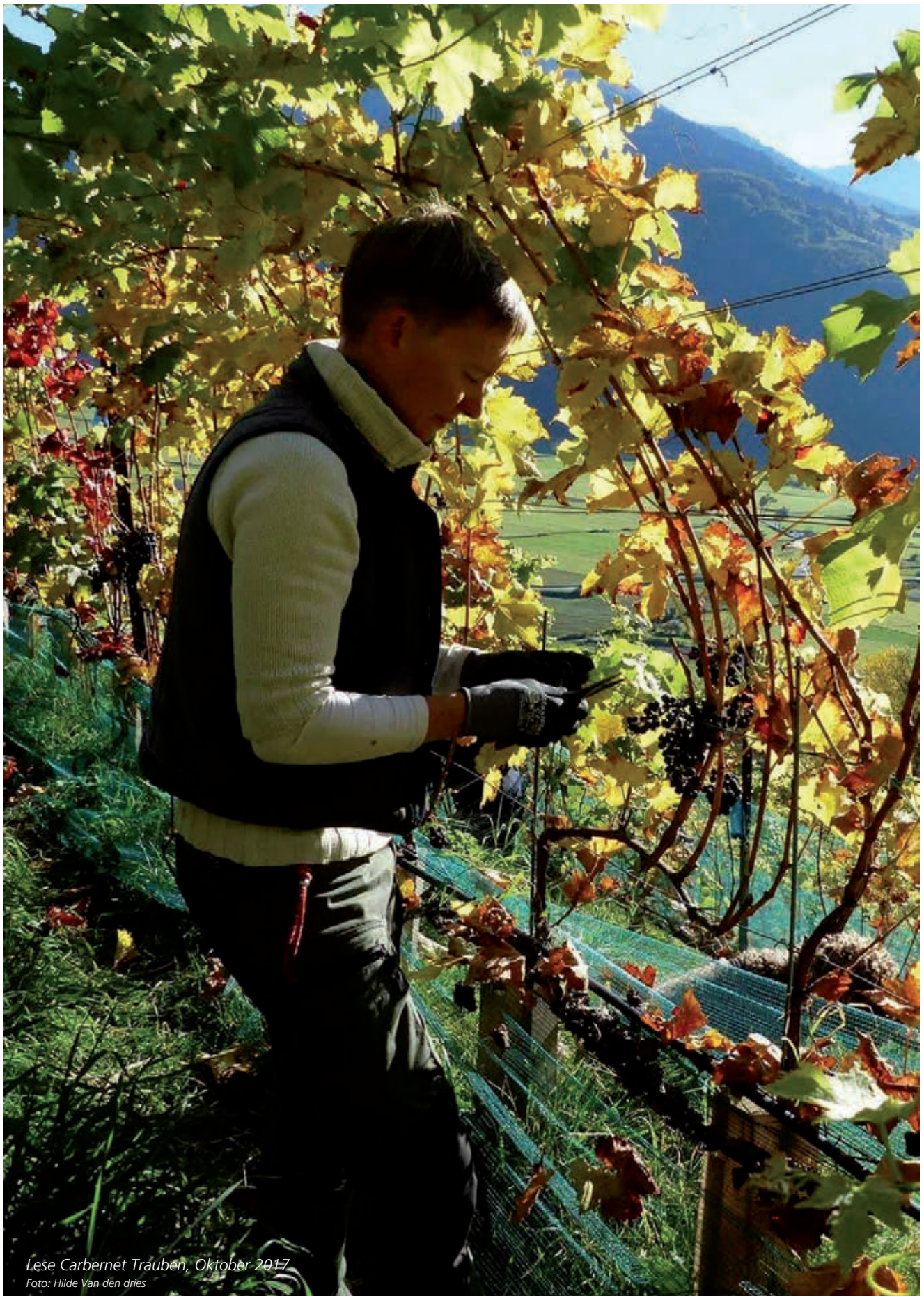
Rene Descartés (Französischer Philosoph 1596-1650)

Quelle/Literatur:

Furgoni, Chiara: Das Mittelalter auf der Nase C.H. Beck, München, 2003



Sehhilfen um 1850
Foto: Barbara Randolph



Lese Carbernet Trauben, Oktober 2017
Foto: Hilde Van den dries

EINE FLÄMISCHE WINZERIN IN SÜDTIROL ODER „HALT, STOPP! WAS RIECHT IHR?“

Sabine Geiger

“Chi lascia la strada vecchia per la nuova, sa quel che lascia ma non quel che trova.” - Das italienische Sprichwort „Wer die alte Straße wegen der neuen verlässt, weiß was er verlässt, aber nicht was er findet.“ passt ausgesprochen gut zu Hilde Van den dries. Hildes ganz persönliche Geschichte beginnt im Jänner 1975 im flämischen Antwerpen, nach zwei Söhnen erblickt sie als drittes Kind des Reeders Franz und seiner Frau Frieda Van den dries das Licht der Welt. Ab ihrem achten Lebensjahr verbringt Hilde jeden Sommer die Ferien mit der Familie im Vinschgau und besteigt mit ihrem Vater, einem passionierten und sehr erfahrenen Bergsteiger, sämtliche umliegende Gipfel wie Ortler oder Königsspitze.

Nach ihrer Schulzeit studiert Hilde Germanistik und Anglistik in Antwerpen und Leipzig, später absolviert sie Europastudien in Aachen. Hilde spricht vier Sprachen fließend – neben ihrer Muttersprache flämisch auch deutsch, englisch und französisch. 1999 arbeitet sie für eine amerikanische Börsenhandelsfirma in Brüssel, im Jahr 2000 kehrt sie in ihre Heimatstadt zurück und ist dort acht Jahre als PR-Assistentin bei einem Unternehmen, das im Diamantenhandel tätig ist, beschäftigt. Schließlich wechselt Hilde als Teamleiterin in die belgische Filiale einer deutschen Automobilindustriefirma.

Hildes Eltern planen bereits zur Jahrtausendwende, eine Wohnung im Vinschgau zu erwerben. Sie möchten ihren Ruhestand in dieser ans Herz gewachsenen Region verbringen. Ende 2003 kauft die Familie das „Calvenschlössl“ - ein kleines Anwesen auf einem Felsvorsprung über der Calven, jener Landenge, die das Südtiroler Vinschgau vom Schweizerischen Val Müstair trennt. Größer könnte der Unterschied wohl kaum sein – von der flämischen Großstadt Antwerpen mit über einer halben Million Einwohner in das beschauliche Laatsch, das von gerade einmal 600 Südtirolern bewohnt ist. An Sehenswürdigkeiten gibt es hier fünf Kirchen und ein Heimatmuseum. Und Natur. Viel Natur.

Also wie passen Belgien und Südtirol zusammen? „Gar nicht!“, lacht Hilde augenzwinkernd. Vorerst nicht. Das sollte sich bald ändern.

Franz Van den dries, Mitglied einer belgischen Weinbrüderschaft, achtet stets darauf, dass seine Gäste zu schätzen wissen, was er ihnen an Kostbarkeiten einschenkt. Insbesondere seine Familie darf den Wein nie „nur so“ trinken, sie werden stets durch ein „Halt, stopp! Was riecht ihr?“ gebremst. Erst wenn sie einen Hauch von Vanille, Waldfrüchten oder Grape-

fruit erschnuppern können, darf der edle Rebensaft auch getrunken werden. Hilde meint: „Ich fand das zwar faszinierend, dass man so etwas in einem Wein spüren kann, aber viel weiter ging das nicht.“

Es ist dann nicht wirklich überraschend, dass das mit dem Ruhestand von Vater Franz irgendwie nicht läuft wie gedacht. Im Jahr 2005 beginnt er, im kargen Umland des Calvenschlössl händisch Terrassen aus dem Fels zu schlagen und erste Rebstöcke zu pflanzen. „Verrückte Belgier!“ „Das wird nie funktionieren!“ – So die Aussagen der ansässigen Südtiroler. Vorerst ist es nur ein Versuch. Hier auf über 1000 Metern Seehöhe hat es zuvor noch niemand probiert. Ein vollkommen ökologischer Weinbau sollte es werden. Wildblumen und Klee wachsen zwischen den Reben, auch die Insekten dürfen bleiben. Und auf einmal ändert sich auch bei Hilde etwas. Nicht nur neue Weinreben sind gepflanzt, auch die Leidenschaft für den Weinbau und die Weinherstellung treibt Wurzeln in der jungen flämischen Frau.



Kleine Pause während dem Schneiden im Winter
Foto: Hilde Van den dries

Anfangs scheint es, dass die Hänge nicht von ihrer neuen Bestimmung überzeugt sind. An eine maschinelle Bearbeitung ist wegen der felsigen Gegebenheiten überhaupt nicht zu denken, das Klima mit vom Wind ausgetrockneten Böden tut sein Übriges. Aber anscheinend gefällt es diesen ersten Rebstöcken gut am Laatscher Südhang, sie wachsen zwar langsamer, sind jedoch überraschend ertragreich und durch die vielen Sonnenstunden können bald erste Trauben von sehr guter Qualität geerntet werden.

Drei Jahre später versucht Franz erstmals, seinen eigenen Wein herzustellen. Der Jahrgang aus dem Jahr 2008 ergibt gezählte 28 Flaschen. Und ab diesem Zeitpunkt „wollte ich dann endlich auch mehr über das Mysterium Wein wissen“, sagt Hilde. Sie besucht in Belgien einen Kurs der Weinbrüderschaft. Nun ist Hilde vollends infiziert, lernt in unzähligen Gesprächen und bei der gemeinsamen Arbeit während ihrer Aufenthalte am Calvenschlössl viel von ihrem Vater, liest und recherchiert über den Weinbau.

Franz Van den dries sieht, dass das Experiment gelingen kann, er pflanzt immer mehr Reben und experimentiert im Keller. Im Jahr 2011 investiert der Neo-Winzer in den Bau eines professionellen Weinkellers, der unterirdisch neben dem Haus errichtet wird.

„Der langsam wachsende Wunsch, nach Südtirol umzuziehen, wurde immer stärker“, meint Hilde, „aber irgendwie schaffte ich den Schritt noch nicht.“ Der tolle Job in Antwerpen und die persönlichen Beziehungen stehen der Realisierung des Traums vorerst noch im Weg. Und vielleicht auch ein wenig die Angst, die „alte Straße“ zu verlassen. Trotzdem weiß Hilde bereits zu dieser Zeit tief in ihrem Inneren, dass sie das Weinbauprojekt ihres Vaters irgendwann weiterführen möchte.

Dieses „irgendwann“ ereilt Hilde schneller als sie denkt. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft die damals 36jährige im Dezember 2011 die Diagnose Gehirntumor. Innerhalb weniger Tage muss sich Hilde einer Operation unterziehen, zu groß ist die Gefahr, das Augenlicht zu verlieren. „Nichts war mehr sicher“, erinnert sich Hilde heute. Aber sie verspricht sich selber, dass sie ihren Traum, in den Südtiroler Bergen zu leben, realisieren wird, sollte sie die Krankheit einigermaßen unbeschadet überstehen. Die Zeit der Rehabilitation und die nötigen Ruhephasen verbringt Hilde bei ihren Eltern im Calvenschlössl. Rückblickend irgendwie ein schleichender Umzug nach Laatsch. Schließlich bricht Hilde ihre Zelte in Belgien ganz ab und übersiedelt in ihre neue Heimat Südtirol.

Unweit des Calvenschlössl thront die Abtei Marienberg oberhalb von Burgeis auf einer stattlichen Anhöhe. Die Hänge unterhalb dieses weißen Prachtbaus sind karge Steilwiesen, seit Urzeiten höchstens als Weideflächen genutzt. In den Zeiten der persönlichen Veränderungen in Hildes Leben wird Franz Van den dries vom Abt des Klosters zu einem Gespräch gebeten, ohne zu wissen, um welche Angelegenheit es sich handelt. Zurück von Marienberg begegnet Franz seiner Tochter



Weinberg am Kloster Marienberg

Foto: Hilde Van den dries

in der Küche des Calvenschlössl. Ohne weitere Erklärungen fragt er Hilde: „Möchtest du in vier Jahren Vollzeit-Winzerin sein?“ Und ohne Zögern antwortet Hilde: „Ja!“ „Gut, dann machen wir das!“, ist die schlichte Antwort des Vaters. Mit „das“ ist ein Angebot des Abtes gemeint, die Hänge unterhalb des Klosters zu pachten und Weinberge anzulegen. Wohl das bislang ambitionierteste Projekt der Familie Van den dries, würde es sich doch um den höchstgelegenen Weinbau auf dem europäischen Festland handeln. Und so sind sie einmal mehr die „verrückte Belgier“.

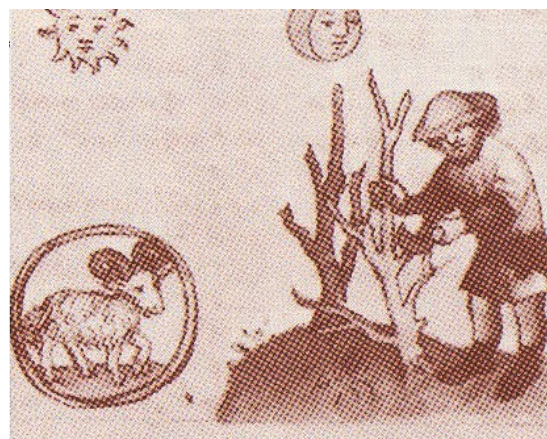
Hilde besucht an der Fachschule Laimburg am Kalterer See den Junglandwirtelehrgang für Obst-, Wein- und Gartenbau und steigt vollends in das Weingeschäft ihres Vaters ein.

Nach sorgfältiger Planung beginnt die Winzerfamilie im Jahr 2013, auf einer Seehöhe von 1.340 Metern Terrassen anzulegen. Mehr als 6000 Rebstöcke werden gepflanzt, das überschüssige Trinkwasser der Abtei wird als Tropfberegnung für die Bewässerung genutzt. Die Reben genießen die vielen Sonnenstunden an den Klosterhängen und sind im Sommer zwischen den hohen Gräsern fast nicht mehr auszumachen. Das darf so sein – eine natürliche Konkurrenz für die Weinstöcke, die ihren Platz verteidigen und tiefe Wurzeln schlagen. So sind sie widerstandsfähig und stark. Zur Düngung und Schädlingsabwehr werden nur selbst gebrauchte Tees und Pflanzenjauche aus Kräutern wie Brennnessel, Schafgarbe, Ackerschachtelhalm und Kamille verwendet – alles was ebenfalls in den Weinbergen wächst. Wirklich übel im Geruch, aber absolut wirkungsvoll. So geht biologischer Weinbau.

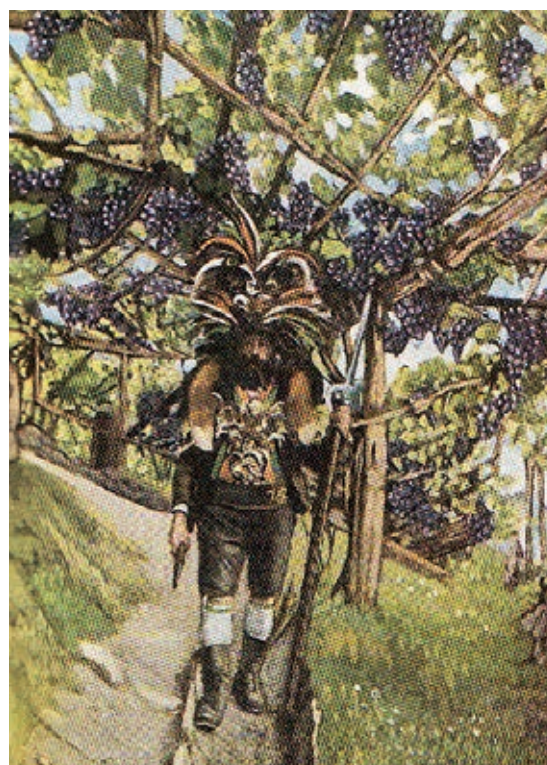
Der schattige Osthang bei Marienberg eignet sich nicht wirklich für eine Nutzung als Weingarten. So bepflanzt ihn Familie Van den dries mit elf unterschiedlichen Wildbeerensorten, sie gedeihen prächtig zwischen Brennnesseln, Disteln und Wildblumen.

Die ersten Trauben vom gesegneten Weinberg holen sich die Vögel. Sie scheinen zu schmecken. Den guten Geschmack der Trauben kennen auch die drei Esel Gina, Leila und Cornelius. Die Tiere werden bei der Weinlese eingesetzt und bringen die Körbe mit der wertvollen Ernte von den steilen Hängen zum tiefer gelegenen Weg. Die Lese im Jahr 2015 bringt einen Ertrag von 32 Liter Cabernet als Versuchswein.

Seit April 2016 ist Hilde Van den dries Eigentümerin des Weingut Calvenschlössl. Zur gleichen Zeit übersiedelt auch Hildes Freund Nico von Belgien nach Südtirol, um im Weingut mit einzusteigen. Eine unverzichtbare Stütze für die ambitionierte Weinbäuerin. Mittlerweile bewirtschaftet die Vollblut-Winzerin mit ihrer Familie drei Hektar Land. Besonders wichtig ist der Familie die biologische Bearbeitungsweise. „Da mach ich keine Kompromisse!“, stellt Hilde ganz klar fest. Nur aus hochqualitativen Trauben lässt sich auch ein hochqualitativer Wein herstellen. Laut Hilde „braucht man nachher im Keller nicht mehr viel einzugreifen, der Wein macht sich sozusagen von alleine.“ Ursprünglich. Unverfälscht. Im Einklang mit der Natur.



Arbeit im Weinbau (Schnitt der Rebstöcke) mit Hinweis auf das entsprechende astrologische Zeichen; Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert



Postkarte "Kurort Meran, Saltner (Weinberghüter), aus: "Masken Saltner und Vogelscheuchen. Schreck Gestalten auf Runkelstein", Bozen 2001



Weinkeller, Holzschnitt, 16. Jahrhundert

Die Lese im letzten Herbst ist vielversprechend, dieses Jahr wird Hilde mit ihrer Familie den ersten Klosterwein auf den Markt bringen. Derzeit werden auf dem Weingut Calvenschlössl etwa 2500 Flaschen Wein produziert. Von den Klosterhängen sind in Zukunft größere Erträge zu erwarten. Angebaut werden Solaris, Cabernet Cortis und Muscaris, beim Calvenschlössl in Laatsch gedeihen zusätzlich auch Souvignier Gris und Zweigelt – allesamt zähe und pilzresistente Weinsorten, spät austreibend aber früh reifend.

„Das Leben, das wir führen, ist hart“, stellt Hilde fest. Die Arbeit beginnt im Februar mit dem Schneiden der Reben und endet zum Jahreswechsel mit den Tätigkeiten im Weinkeller. Als Quereinsteiger hat sich für die Weinbauern noch keine Routine eingestellt. Ein Maschineneinsatz in den Weinbergen ist so gut wie nicht möglich, die meisten Arbeitsschritte müssen händisch gemacht werden. Zusätzlich sind die Pioniere durch den hochgelegenen Weinbau ständig mit neuen Anforderungen konfrontiert. Das ist sehr anstrengend, aber auch wirklich spannend und herausfordernd.

Was würde sich die Winzerin wünschen? „Ein paar Jahre mehr Erfahrung“, meint Hilde la-

chend. „Aber mit der Leidenschaft, die wir alle spüren, werden wir es schaffen!“

Vermisst Hilde Belgien? „Auf keinen Fall!“, stellt sie unmissverständlich klar. Nur die Nähe zu bestimmten Menschen in ihrer alten Heimat fehlt ihr manchmal. Maximal zwei Mal im Jahr reist Hilde nach Antwerpen, aber bereits nach wenigen Tagen packt sie das Heimweh nach Südtirol. Home is where the heart is. Hilde schwärmt: „Diese Natur gleich vor der Haustür ist in der heutigen Zeit ein unglaublicher Reichtum.“

Noch kann die Jungwinzerin nicht vollständig von den Erträgen leben, im Winter jobbt sie als Kellnerin. Doch das große Ziel ist nicht mehr weit entfernt. Die Gesundheit ist am Wichtigsten für Hilde, damit sie ihre Kraft weiterhin in das geliebte Weinbauprojekt stecken kann. „Jeden Tag gesund und zufrieden schlafen gehen können, ist das Schönste, was es gibt.“ Ein weiterer Punkt steht für das Multi-Sprachentalent auch auf ihrer To-do-Liste: Die italienischen Grundkenntnisse könnten etwas verbessert werden, mit dem Vinschger Dialekt klappt es mittlerweile schon recht gut.

„Chi lascia la strada vecchia ...“ - Hilde Van den dries hat die alte Straße verlassen. Sie bereut ihre Entscheidung nicht und meint: „Ich habe meinen Lebensweg gefunden, versuche ihn zu gehen und werde auch irgendwann ankommen. Und auf dem Weg dorthin bleibt es spannend.“ Hilde hat für ihr Glück gekämpft, es ist ihr von Herzen zu gönnen. Und ein flämisches Sprichwort sagt: „Niemand is ooit aan veel geluk gestorven.“ – „An viel Glück ist noch keiner gestorben.“



Bei der Tayberryernte am Kloster
Foto: Hilde Van den dries



Winzer bei der Weinlese, Holzschnitt von Richard Rother, Anfang 20. Jahrhundert, aus: Haye Hansen, Deutsche Holzschnittmeister des 20. Jahrhunderts, München 1971



Mähen mit der Sense
Foto: Hilde Van den dries



Der Fächer als ein Symbol der Weiblichkeit und ein luxuriöses Statussymbol steht für Macht aber auch Feinheit und Empfindsamkeit, für das verborgene genaue Beobachten genauso wie für das Bewahren eines kühlen Kopfs.

Fächer in Gestalt eines Pfau, Elfenbein, Horn, KK 4751

Foto: KHM-Museumsverband

FRAUEN IN DER KUNSTKAMMER – ODER (WEIBLICHE) BLICKE AUF DAS LEIDENSCHAFTLICHE SAMMELN

Armin Berger

Wussten Sie, dass in Tirol ein Grundstein der Museumsge-
schichte gelegt wurde? Waren in der Antike und im Mittelal-
ter die wertvollen Besitzungen der Kleriker oder der Fürsten
in Schatzkammern, Schatzhäusern oder Tresoren verwahrt,
so entwickelt sich in der Spätrenaissance etwas völlig Neues:
nämlich die Idee eines spezifischen Sammlungskonzepts.
Nun ging es nicht mehr darum, die Kostbarkeiten bloß bunt
zusammengewürfelt zu besitzen. Mit der Vorstellung, die
Objekte systematisch anzuordnen, trat ein humanistischer
Bildungsgedanke hinzu. Der Zweck der Anordnung sollte es
sein, durch die Zusammenschau verschiedener Objekte zu
Einsichten angeregt zu werden: das Museum als Ort, an dem
sich „leicht und sicher eine einzigartige, neue Kenntnis der
Dinge sowie bewundernswerte Klugheit erlangen“ lässt.
Theoretisch fundiert wurde dieses Konzept durch Samuel
Quiccheberg, dem bahnbrechenden Museumstheoretiker der
Zeit. In dessen Traktat „Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplis-
simi“ (1565) führte er Gedanken für ein ideales Museum
(„Theatrum“) aus. Durch die Anordnung werden die Objekte
sozusagen inszeniert. Eine „Bühne“ angeordneter Kunstwer-
ke in einem Raum sollte es den Betrachtenden ermöglichen,
das vor sich Gesehene mit den Erinnerungen an die zuvor
gesehenen Exponate zu einer Zusammenschau gleichzeitig
zu verknüpfen. Hier nun geht es darum, Einsichten zu gewin-
nen, die durch die sinnliche Wahrnehmung vielfältiger Be-
trachtungen gleichsam direkt wie Schuppen von den Augen
fällt. Geschaffen wurden Panoptiken mit Objekten aus Kris-
tall, Silber und Gold, Bronze, Glas, Holzdrehelarbeiten,
aber auch mit Harnischen und Waffen, Gemälden, Büchern,
neuesten wissenschaftlichen Instrumenten sowie Musikinst-
rumenten, Spielautomaten, raren, exotischen und außerge-
wöhnlichen Gegenständen aus Naturmaterialien, Luxusarti-
keln aus den neu entdeckten Ländern aus Übersee, sowie
vielmehr.

Gut bekannt

Der Name für dieses neuartige Sammlungskonzept war
„Kunst- und Wunderkammer“ und wurde umfassend auf
Schloss Ambras umgesetzt. Eigentlich eine Männerdomäne,
geht sie doch auf Erzherzog Ferdinand II. (1529 – 1595) zu-
rück, eine der beispielhaftesten Sammlerpersönlichkeiten der
Habsburger Dynastie. Bedeutend ist der Tiroler Landesfürst
nicht nur wegen seiner Kunst- und Wunderkammer, die all-
gemein namensgebend wurde. Sie war von Anbeginn an

eine der bedeutendsten überhaupt und ist die
einzige ihrer Art, die sich von den unzähligen
Kunstkammern der Renaissance am ursprüngli-
chen Ort bis heute erhalten hat. Ferdinands II.
exorbitante Sammeltätigkeit und die Fülle und
Qualität der noch existierenden Objekte sucht
ihresgleichen.

Wirklich bedeutsam war der Habsburger, weil
mit ihm das moderne Museumswesen beginnt:
Er setzte nicht nur das Konzept der Kunst- und
Wunderkammer systematisch nach eigenen
Vorstellungen um, sondern entwickelte höchst-
persönlich die Idee der „Heldenrüstkammer“:
„Zum ewigen Gedächtnis“ sammelte er Port-
räts von berühmten Persönlichkeiten sowie de-
ren Harnische, die diese tatsächlich getragen
hatten. Das war ein noch nie dagewesenes
Sammlungskonzept, für das er zudem eine neu-
artige Sammlungspräsentation verwirklichte.



*Maria als 14-jähriges Mädchen, als sie in Innsbruck lebte,
bereits verheiratet, aber noch fern ihres Manns.*

Maria von Ungarn (1505-1558), Hans Maler, 1519, M. 425

Foto: Kunstsammlung Veste Coburg

Kunst war schon immer ein Luxusartikel der Mächtigen und Reichen. Selbst in ihren frühen Zeiten, lange bevor die Idee einer „Kunstwelt“ entstehen sollte und die schönen Objekte noch ganz im Dienste religiöser Zwecke standen, ging es wohl immer bereits auch um Machtdemonstration, sei es zu Ehren des Herren, seiner Vertreter auf Erden oder der Gemeinde, die sich mit einem besonders hochkarätigen Kirchenschmuck gegenüber ihrer Nachbarn hervor tun wollte. Später hat die Renaissance der Kunst das Tor der religiösen Beschränkung zu weltlichen Themen ins Unendliche aufgestoßen und damit dem Fass engen Bedarfs und eingegrenzter Inhalte ihren Boden ausgeschlagen. Kunstkammern wurden in der Frühen Neuzeit zur Mode. Sie gehörten – zusammen mit prächtigem Gestüt, Menagerien mit exotischen Tieren aus den neu entdeckten Erdteilen, künstlich angelegten Parkanlagen, Ballspielhäusern, Theatern, der Hofmusik und aufwändiger Kleidung – zu jedem Fürstenhof, der etwas auf sich hielt. Unmengen an Geld wurden in die Kunstkammern buchstäblich hineingesteckt, um den sozialen Status, den höfischen Rang und den Reichtum der Sammelnden angemessen zu repräsentieren. Gerade zu Beginn des Auftretens der Kunstkammern, also im 16. Jahrhundert, brachte das Haus Österreich neben den prominentesten Erzherzog Ferdinand II. und Rudolf II. noch eine gan-

ze Reihe erstrangiger Sammler hervor unter denen Maximilian I., Maximilian II. und Philipp II. bis heute höchsten Ruf genießen: allesamt Männer.

Unbekannt

Wie aber steht es um die Frauen in der Kunstkammer?

Philippine Welser war die erste Gemahlin Ferdinands II. Es war eine echte Liebeshochzeit – eine Seltenheit in dieser Zeit dynastischer Heiratspolitik. Das Ja-Wort wurde still und heimlich gegeben, war doch für den Statthalter im Königreich Böhmen und Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I. nicht standesgemäß, dass die Braut bloß eine Tochter aus einem Augsburger Patrizierhaus war. Philippine war die eigentliche Herrin von Ambras, hatte sie doch das Schloss von Ferdinand II. geschenkt bekommen, bereits bevor er von Prag nach Innsbruck als Tiroler Landesfürst zurückkehrte. Es ist leider gar nichts darüber überliefert, ob sie ein Wörtchen mitzureden hatte oder gar maßgeblich am Sammeln beteiligt war. Hat nicht erst die androzentrische Historiografie, sondern haben bereits die Archivare der Zeit Frauen vielfach ausgeblendet?

Wohl aber wissen wir, dass Ferdinand II. als „Gründungsvater“ der Kunst- und Wunderkammer ganz bedeutende „Mütter“ vorangegangen sind. Etliche Töchter Habsburgs residierten nämlich als Statthalterinnen in tonangebenden Residenzen Europas oder wurden die Gemahlinnen herrschender Könige. In solchen prominenten Positionen standen diesen politisch bedeutenden Frauen in ganz Europa die Tü-



Maria von Ungarn als Statthalterin der Burgundischen Niederlande

Maria von Ungarn und Böhmen (1505-1558), Tochter von Philipp dem Schönen, in Witwentracht mit Hermelinbesatz, Deutsch, 1550, GG_8145

Foto: KHM-Museumsverband

ren zu den führenden Künstlern ihrer Zeit offen. Sie konnten ihrer großen Sammelleidenschaft nachgehen, weil sie auf international mächtige Kaufmänner und diplomatisch einflussreiche Vermittler zurückgreifen konnten. Erst seit jüngerer Zeit wendet sich die Forschung auch den Frauen der Habsburgerdynastie zu und würdigt deren herausragende kulturelle Rolle. Das ist Grund genug für Schloss Ambras Innsbruck, einmal die Sonderausstellungen 2018 ganz in das Zeichen starker Frauen zu stellen. Unter dem Titel „FRAUEN. KUNST UND MACHT – Drei Frauen aus dem Hause Habsburg“ (14. Juni bis 7. Oktober 2018) werden rund 100 hochkarätige Objekte aus bedeutenden europäischen Sammlungen und international führenden Häusern präsentiert. Die Ausstellung zeigt erstmals eine weibliche Sichtweise auf die Kunstkammer. Als Präludium für das Gedenkjahr 2019 des 500. Todesjahres Kaiser Maximilians I. erzählt sie von der Verquickung von Kunst und Macht exemplarisch an den Beispielen von Margarete von Österreich, Maria von Ungarn sowie Katharina von Österreich: eine Tochter und zwei Enkelinnen des Kaisers. Wer waren diese drei mächtigen und kunstsinnigen Frauen der Renaissance?

Erzherzogin Margarete von Österreich (1480-1530) war als einzige Tochter Kaiser Maximilians I. aus der Ehe mit Maria von Burgund eine Großtante des Ambraser Ferdinands II. Mit nur 24 Jahren wurde Margarete bereits ein zweites Mal Witwe, nachdem sie durch ihre Heiraten zunächst zur Fürstin von Asturien und später zur Herzogin von Savoyen geworden war. Anschließend machte sie bedeutende politische Karriere als Statthalterin der Niederlande mit Hauptresidenz in Mechelen, etwas 35 km nördlich von Brüssel. Der auf Krieg zentrierten Geschichtsschreibung ist sie vor allem durch den „Damenfrieden von Cambrai“ bekannt, durch den sie die bewegten Zeiten des Kriegs zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich beendete. Sie versammelte viele Künstler und Gelehrte um sich und machte den Hof von Mechelen zu einem Zentrum des Humanismus. Sie baute ein internationales Frauennetzwerk auf, indem sie – selbst kinderlos geblieben – Töchter zahlreicher Adliger ihre in ihre Obhut nahm, um ihnen eine umfassende Ausbildung angedeihen zu lassen. Margaretens exquisite Kunstsammlung gilt heute als Vorbild für alle nachfolgenden Frauengenerationen ihrer Familie.

Margarete liebte qualitativ höchstwertige Malerei und sammelte Gemälde von den namhaftesten französischen, deutschen, italienischen, spanischen und niederländischen Künstlern. Kunstkammerobjekte aus Silber und Koralle oder Skulpturen aus Marmor, Terrakotta und Holz fanden sich genauso in ihrem Besitz wie Preziosen aus Gold, Edelsteinen oder Federn. Manche davon wie Gobelins, Salzgefäße, Silberteller und Pokale kamen als diplomatische Geschenke an die Regentin in die Burgundischen Niederlande. Ihre Sammelleidenschaft war global ausgerichtet und wurde gestillt durch Schätze aus der Türkei, Afrika, Südamerika oder Ceylon. Ihre reichhaltige und bestens dokumentierte Sammlung von über 1.000 Objekten setzte jedenfalls einen Standard, auf den die nachfolgenden Generationen aufbauen konnten, und der dann auf Schloss Ambras in das erste systematische Sammlungs- und Präsentationskonzept münden sollte.

Maria von Ungarn (1505-1558), die jüngere Schwester der Kaiser Karl V. sowie Ferdinand I. – und damit eine Tante des „Ambraser“ Ferdinands II. – war eines dieser jungen Mädchen, die in Mechelen erzogen wurde. Dort am Hofe Margaretens bekam sie eine hervorragende philosophische und religiöse Ausbildung sowie aus erster Hand die Sammelleidenschaft ihrer Tante mit. Auch lebte sie eine Zeit lang in Innsbruck. Sie war als neunjähriges Kind verheiratet worden mit dem um ein Jahr jüngeren Ludwig Jagiello, späteren König von Ungarn, der 1526 nach der Schlacht von Mohács gegen die Türken erst zwanzigjährig ums Leben kam. Als junge Witwe zog sie von Hof zu Hof und lebte sich in ihrer Jagdleidenschaft aus, bis sie nach dem Tod ihrer Tante Margarete selbst die Funktion der Statthalterin der Niederlande übernahm. Dort stellt sie ihre überragenden Begabungen auf dem Gebiete der Politik, der Finanzen und der Kriegsführung unter Beweis und fasste die 17 damaligen niederländischen Provinzen zu einem zentral regierten unabhängigen Staatswesen zusammen. Sie erbt Margaretens reiche Bibliothek und begründete eine ausgedehnte Porträtgalerie in Brüssel, ihrer erwählten Residenzstadt. Schnell wurde sie zu einer führen-



Maria liebte die Jagd, die Politik und die Kunst.
Maria von Ungarn, Meister der Magdalenen-Legende,
Brüssel, nach 1531, 54.1941

Foto: Museum of Fine Arts Budapest (Museum der Schönen Künste)

den Förderin der Künste, ließ Paläste errichten und arbeitete eng mit Malern und Bildhauern wie Anthonis Mor, Leone Leoni und Jacques du Broeucq zusammen. Wirtschaftlich und kulturell erlebten die Niederlande unter ihrer Regierung eine große Blütezeit.

Katharina von Österreich (1507-1578) war die jüngste Schwester der beiden Kaiser sowie der Maria von Ungarn – und damit eine weitere Tante des „Ambraser“ Ferdinands II. Durch Heirat mit Johann III. von Portugal war sie bis zum Tode ihres Mannes Königin von Portugal und übte durch ihr sehr energisches Auftreten maßgeblichen Einfluss auf die portugiesische Politik aus. Sie ließ sich in Spanien und Portugal von anderen Sammelströmungen leiten, indem sie sich auf die Einfuhr von Exotica aus Afrika, Asien und der Neuen Welt spezialisierte. Sie begründete die erste Kunstkammer auf der iberischen Halbinsel und versorgte das Habsburger Familiennetz mit Luxusgütern aus Elfenbein, Rhinozeroshorn, Perlmutter oder Seychellennuss aber auch mit lebenden wilden Tieren. Nach ihrem Ableben brachte Ferdinand II. einen großen Teil ihrer Schätze für die Ambraser Kunst- und Wunderkammer in seinen Besitz. Wertvolle Kunstkammerobjekte der anderen beiden Habsburgerinnen waren nach deren Tod bereits zuvor als Erbe nach Innsbruck gekommen.

Zum ersten Mal überhaupt wird durch diese Ausstellung ein Vergleich des höfischen Mäzenatentums mit Blick auf Frauen in der Renaissance vorgenommen. Kuratiert wird sie von zwei Frauen: Dagmar Eichberger und Annemarie Jordan Gschwend, beides ausgewiesene internationale Koryphäen auf ihrem Gebiet. Schloss Ambras Innsbruck rückt mit dieser Sonderausstellung eine bislang weitgehend verborgene Seite der Geschichte aus den Anfangszeiten des Sammlungswesens der Museumsvorläufer ins rechte Licht.

Bald bekannt

Wie steht es um Frauen in der Kunstkammer heute? Schloss Ambras Innsbruck widmet 2018 nicht nur die große Sommerausstellung starken Frauen, sondern lädt auch zur Osterausstellung (22. März bis 30. Juni 2018) eine der international bedeutendsten zeitgenössischen Künstlerinnen Österreichs ein, sich mit der Kunst- und Wunderkammer auseinanderzusetzen: VALIE EXPORT.

VALIE EXPORTs Arbeiten zur Medien- und Performancekunst gehörten in den 1960er und 1970er Jahren zu den radikalsten feministischen Aussagen in Europa, die gerade jetzt wieder in-

ternationale Aktualität erfahren. Ihre künstlerische Arbeit umfasst u.a. Video Environments, digitale Fotografie, Installationen, Body Performances, Spiel-, Experimental- und Dokumentarfilme, Expanded Cinema, konzeptuelle Fotografie, Körper-Material-Interaktionen, Persona Performances, Laser Installationen, Objekte, Skulpturen, Texte zur zeitgenössischen Kunstgeschichte und Feminismus. VALIE EXPORTs Interventionen werden in Dialog mit den Ambraser Sammlungen treten, um eine andere Perspektive auf die Objekte zu konstituieren. Kuratiert wird die Sonderausstellung „VALIE EXPORT. FAMA ET INFAMIA. Die Infamie der Namenlosen“ von Sabine Folie, die gerade erst den Ruf als Leiterin des neu gegründeten „VALIE EXPORT Center Linz“ angenommen hat und eine der tiefsten Kennerinnen des Werks der Künstlerin ist.

Die künstlerische und theoretische Beschäftigung mit dem Konzept der Kunstkammer erfährt gerade in jüngster Zeit einen großen Aufschwung. Mit der Kunstkammer hatte einst das Ordnen und Klassifizieren begonnen, deren Objekte das spätere 19. Jahrhundert grob einteilte als Kunstwerke (Artificialia), Naturgegenstände (Naturalia), wissenschaftliche Instrumente (Scientifica), Objekte aus fremden Welten (Exotica) und Wunder der Natur (Mirabilia). Welche neuen Denkräume lassen sich heute durch andere Konzeptualisierungen und abweichende Zusammenstellungen gewinnen? Wie lassen sich gesellschaftliche Strukturen in der Kunstkammer darstellen und aufzeigen, die sich in ihrer 450jährigen Geschichte des Ausstellens Sammeln, Präsentierens – aber auch Vorenthalten dokumentiert?

VALIE EXPORTs Blick in und auf die Kunst- und Wunderkammer wird überraschen, berühren und verblüffen, vielleicht auch die eine oder den anderen schockieren: Etwa wenn sich durch die Installation „Nadel“ die prachtvoll geschmückten Speere und aufwendig verarbeiteten Lanzen Ferdinands II. plötzlich ins Gegenteil verkehren und zu einem Stachel im Fleisch seiner kunstvollen Machdemonstration werden. VALIE EXPORTs Arbeiten behandeln in der Kunstkammer gesellschaftlich-soziale Aspekte, um den Antagonismus zwischen Macht und Machtlosigkeit aufzuzeigen: beispielsweise, wenn ihre Skulpturen „Heads – Aphärese“ – im harten Kontrast zu den antiken Marmorbüsten römischer Imperatoren – die Namenlosen vor Augen führen und deutlich machen, dass diesen kein Gesicht verliehen wird. Die Künstlerin thematisiert die Seite des üblen Rufs, der Schmach und der Schande der Ruhmreichen und spürt den Ehrlosen unter den „Achtbaren“ nach. Damit trägt sie, die sonst gewöhnlich in modernen Ausstellungshäusern ihre Arbeiten zeigt, eine genuin kritische Sicht in das älteste Museum der Welt herein.

Schloss Ambras Innsbruck leistet mit den Sonderausstellungen 2018 in Tirol einen überfälligen, wesentlichen und fundierenden Beitrag zur Frauenfrage und trägt mit einem feministisch schärfenden Blick auf das Sammlungswesen zu einer lebendigen Auseinandersetzung mit dem kulturellen Erbe aus heutiger Sicht und im Kontext heutiger Fragen bei. Wird dieses Themenfeld nicht gerade auch in Hinblick auf die derzeitigen politischen Veränderungen und Umbrüche wieder zugespitzt und wichtig?



Erstmals in einer Ausstellung bezieht sich VALIE EXPORT ganz explizit auf eine historische Sammlung. VALIE EXPORT

Foto: Violetta Wakolbinger, 2017



Die Namenlosen stellen die „Helden“ der Kunst- und Wunderkammer in den Schatten ihres feministisch schärfenden Lichts. Heads - Aphärese, 2002, © VALIE EXPORT, Bildrecht Wien, 2017

Foto: H. Fiedler, Courtesy VALIE EXPORT

AUTORINNEN UND AUTOR

Silvia Albrich, freie Autorin und Journalistin, publiziert Porträts, Features, Dokumentationen, Reportagen, Kritiken und Glossen, Buchautorin

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Andrea Aschauer, Autorin, freie Wissenschaftlerin - Europäische Ethnologie/Volkskunde, (fach-) wissenschaftliche Begleitung von Museen und Kulturinstitutionen

Mag. Dr. Armin Berger, Studium der Philosophie, zuständig für Kommunikation und Marketing auf Schloss Ambrass in Innsbruck

Mag. phil. Simone Gasser MAS (art&economy), freiberuflich tätige Kunsthistorikerin und Kulturautorin, langjährige Tätigkeit im Sammlungsmanagement öffentlicher und privater Sammlungen

Sabine Geiger, Familienmensch, Hobbyschriftstellerin, Mundartdichterin und Dorfbuchredakteurin aus Fiss

Renate Linser-Sachers, hauptberufliche Redakteurin und Journalistin, u.a. Mitbegründerin des im deutschsprachigen Raum erscheinenden Fachmagazins WellHotel

Barbara Randolph, Optikerin, Fotografin und Laienschauspielerin

Dr.ⁱⁿ Anna Rottensteiner, Schriftstellerin und Literaturvermittlerin, seit 2003 Leiterin des Literaturhauses am Inn

Isolde CH Schack, Fotokünstlerin/Hebamme aus Innsbruck

Dr.ⁱⁿ Edith Schlocker, Kunsthistorikerin, Kulturjournalistin mit Schwerpunkt Bildende Kunst und Architektur, Mitarbeiterin u.a. der Tiroler Tageszeitung, Architektur Aktuell und Parnass

Dr.ⁱⁿ Gitti Schneider, Kunsthistorikerin, u.a. Mitarbeit an der Österreichischen Kunsttopographie, seit 1998 als freischaffende Künstlerin tätig

Julia Sparber-Ablinger, Kulturmanagerin und Journalistin, PR und Marketing in Sachen Kunst, Text und Gestaltung, arbeitet als Kulturredakteurin u.a. für die Zeitschrift eco.nova und als Kuratorin für die Burg Hasegg in Hall

Ursula Strohal, freie Kulturredakteurin mit Schwerpunkten Musik, Theater, Literatur, Tanz

